

Министерство образования и науки Российской Федерации
**Федеральное государственное бюджетное
образовательное учреждение
высшего профессионального образования**
«Владимирский государственный университет
имени Александра Григорьевича и Николая Григорьевича Столетовых»
(ВлГУ)

Педагогический институт
Факультет иностранных языков
Кафедра немецкого и французского языков

Методические указания
к лабораторным занятиям
и по организации самостоятельной работы студентов
по дисциплине
«Речевой практикум»

Составитель:
доцент кафедры немецкого
и французского языков Тяпкина Т.М.

Владимир, 2015

УДК 43
ББК 81.432.4-1

Рецензент:

зав. кафедрой английского языка ВлГУ, кандидат филологических наук,
доцент А.О. Назарова

Методические указания к лабораторным занятиям и по организации самостоятельной работы студентов по дисциплине «Речевой практикум»: для студентов III курса факультета иностранных языков / Составитель Т.М. Тяпкина: ВлГУ, 2015

Методические указания к лабораторным занятиям и по организации самостоятельной работы студентов по дисциплине «Речевой практикум» предназначены для аудиторной и самостоятельной работы студентов III курса факультетов иностранных языков, обучающихся по направлению бакалавриата 050100 «Педагогическое образование» (профили Немецкий язык и английский язык).

Методические указания состоят из двух частей. В первой части представлены аутентичные художественные тексты и задания к ним. Предлагаемые упражнения способствуют формированию у студентов навыков лингвостилистического анализа текста. Во второй части предлагаются материалы для самостоятельной работы студентов. В этом разделе представлен список лингвостилистических средств, упоминаемых в текстах, а также список слов и выражений, необходимых для анализа художественного текста.

Оглавление

Методические указания к лабораторным занятиям	4
Text I “Heinrich Heine an der Bonner Universität“	4
Text II “Panzerkreuzer ‘Potemkin’“	9
Text III „Mal umgekehrt“	15
Text IV “Der Held, der mir vorenthalten wurde ”	18
Text V “Gespräch mit dem Redakteur”	22
Text VI “Ein Außergewöhnlicher Film”	24
Text VII “Hans Gastl in der Familie und bei den Freunden”	27
Text VIII “Die Sorgen der Familie Pinneberg”	31
Материалы для организации самостоятельной работы студентов	35
Literaturverzeichnis	44

TEXT I

Heinrich Heine an der Bonner Universität

(Auszüge aus dem Roman „Der Tag ist in die Nacht verliebt“ von W. Steinberg)

Im August 1819 kommt Harry Heine nach Bonn. Er muss vor die Prüfungskommission, weil er kein Abgangszeugnis vom Gymnasium vorweisen kann. Was er in wenigen Wochen in Düsseldorf erarbeiten konnte, das ist wenig.

Professoren, deren Namen er kaum kennt, sitzen vor ihm. Der Vorsitzende sagt: „Sie werden sich zunächst der Prüfung in Mathematik zu unterziehen haben, Herr Heine!“ Er erschrickt: Mathematik! Sie ist ihm fremder als Afrika. Er sieht die leeren, weißen, unbeteiligten Gesichter vor sich – und plötzlich erinnert er sich daran, dass er beschloss, nicht wieder in seinem Leben vor dem falschen Ernst zu kapitulieren. Er antwortet: „Die Mathematik bitte ich meinem Onkel Salomon Heine zu überlassen, der Millionär zu Hamburg ist, und in dessen Prüfung ich eben durchfiel!“ Die leeren, weißen, unbeteiligten Gesichter sehen auf, werden aufmerksam und sind nicht mehr leer. Man ist erstaunt, man begreift – und man lächelt. Man verhandelt und erlässt ihm die Prüfung. So geht er ins Räderwerk der anderen Fächer. Jetzt hat er Mut bekommen. Freilich, im Latein haut er daneben, dass der Professor verzweifelt die Stirn reibt und auf einen Aufsatz verzichtet: besser könne es nicht werden, meint er. In Geschichte hingegen weiß Harry manche Antwort, die Gefallen findet, und seine Urteile sind überraschend. Schließlich wird ihm als deutsche Arbeit gestellt: „Die Gründe, worauf es für die Entscheidung für einen bestimmten Beruf wesentlich ankommt“. Seine Lippen zucken spöttisch. Er wird ihnen nicht nach dem Munde reden, das bekommt ihm nicht! Er schreibt nachdenklich zögernd und dann schneller: „Die Wissenschaften, welche in diesen Hörsälen gelehrt werden, bedürfen vor allem der Schreibbänke, denn diese sind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann sind aber auch die Schreibbänke gleichsam Gedenktafeln für unsere Namen, wenn wir diese mit dem Federmesser hineinschneiden, um künftigen Generationen die Spur unseres Daseins zu hinterlassen.“ Als er die Universität verlässt, weiß er nicht, was geschehen wird. Das Schicksal wird sprechen – aber er hat sich nicht gebeugt. Spöttisch lächelt er.

Endlich erhält Harry Heine Mitteilung, dass er die Prüfung bestanden habe, und ist ein wenig versöhnt mit Bonn, als er erfährt, dass man bei seinem Aufsatz bemerkte, er sei zwar vom Thema abgewichen, zeige aber eine erhebliche

Begabung zur Satire. So ist ihm der Dolchstoß gelungen. Am elften Dezember 1819, zwei Tage vor seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, wird er als Jurastudent an der Bonner Alma mater immatrikuliert.

Der Hörsaal ist mit lärmenden Studenten gefüllt. Sie drängen sich in dem kleinen und düsteren Raum, der so abscheulich nüchtern ist, so dürftig beinahe. Heine zieht bedenklich die Brauen hoch. Er steht vorn in der Nähe des Vortragspultes, dicht bei der Tür und schaut spöttisch über die Köpfe der anderen weg, spöttisch auf die bereitliegenden Kolleghefte. Er hat die Arme über die Brust verschränkt.

Als August Wilhelm Schlegel eintritt, ist es totenstill. Dann beginnt ein lautes Beifallscharren, das kein Ende finden will. Schlegel scheint es nicht zu hören. Zierlich und elegant, nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, wartet der kleine Mann mit dem feinen Gesicht ernsthaft und legt seine Bücher und Blätter zurecht. Er trägt Glacéhandschuhe und behält sie an. Er sieht auf, über die Köpfe hin und hebt leicht die linke Hand. Da hört das Beifallscharren auf – und er beginnt zu sprechen. Seine Stimme ist ruhig und angenehm. Er ereifert sich nicht, redet sozusagen gewissenhaft und genau ohne Pathos. Beweist nicht nur aus Büchern, sondern flicht seine Erfahrungen, seine Erlebnisse ein. August Wilhelm Schlegel sieht während seines Vortrages gemessen hierhin und dorthin, und wenn sein Blick zufällig streift, der fühlt sich angesprochen durch die klugen braunen Augen, die für eine Sekunde auf ihm ruhen, der rückt sich grader, macht eine ehrerbietigere Miene und neigt vielleicht leise das Haupt. Obwohl Harry Heine nicht die Ehre eines solchen Blickes zuteil wird, ergreift ihn doch das gleiche ehrfurchtsvolle Gefühl, und unwillkürlich rückt er sich gerade, steht frei und nicht mehr lässig, tut die überkreuzten Arme auseinander und fühlt sich nun ein wenig hilflos und weiß nicht wohin mit den Händen. Er schämt sich, kein Kollegheft mitgebracht zu haben und gleichsam tatenlos als müßiger und überflüssiger Lauscher anwesend zu sein. August Wilhelm Schlegel endet. Langsam schließt er das Heft, aus dem er Notizen gelesen, und klappt seine Bücher zu. Beifall umbraust ihn. Er nimmt ihn ernst nickend wie einen schuldigen Tribut entgegen.

Schlegels Vorlesung stachelt Heine auf. Er empfindet seine eigene Bedeutungslosigkeit schmerzhaft. Er muss sich bilden, seine Kenntnisse erweitern. Juristerei? Die Vorlesungen nimmt er mit, weil der Wechsel Salomon Heines darauf steht. Aber wo er wirklich arbeitet, das sind die Vorlesungen Schlegels. Er ergänzt sie durch die Geschichtsvorlesungen Ernst Moritz Arndts: Man muss die Vergangenheit kennen, will man die Gegenwart durchschauen, und die Gegenwart

muss man durchschauen, will man die frische, lebendige, natürliche Wahrheit schreiben.

Schlegel hat seine Vorlesung beendet, die Studenten haben ihre Fragen gestellt, er wendet sich zum Gehen, der Diener trägt bereits Leuchter und Wasserglas – da steht Heine vor ihm, ein paar Blätter in den Händen und sagt: „Herr Professor, dies sind einige literarische Erzeugnisse von mir. Darf ich Sie um die Güte bitten, diese Gedichte zu prüfen und mir die Wahrheit zu sagen, ob etwas daran ist?“ Er spricht steif und spröde, anders kann er seine Erregung nicht meistern. Schlegel sieht den jungen Mann an. Er ist ihm bereits aufgefallen, obwohl er bisher immer beharrlich geschwiegen hat, aufgefallen durch den fast andächtig starrenden Blick. Schlegel, der eitel ist und es sein darf, spürte die Huldigung, und er spürt sie auch jetzt wieder in den bescheidenen Worten. Übrigens gehört auch dies zu einem Manne von Geist: Wohlwollender Mentor seinen jungen Hörern zu sein und ihnen die rechte Bahn zu weisen. Freilich, er ist sicher, dass ihn auch diese Blätter enttäuschen werden. Das wird sich kaum unterscheiden von jenen unbeholfenen, gefühlsschwangeren Gebilden, die er oft erhält. Er nickt und sagt mit einer wohl lautenden Stimme: „Herr Studiosus, gewähren Sie mir Zeit. Aber lesen will ich's und ungeschminkt meine Meinung sagen.“ Er nimmt die Blätter und schreitet würdevoll davon.

Mit Bangen erwartet Harry Heine die nächste Vorlesung. Er erhält keinen Wink. Schlegel scheint ihn nicht zu bemerken. Harry Heine sagt ingrimmig zu sich selbst: Schlegel wird meine Verse nicht lesen, wie konnte ich das glauben, ich Narr! Es quält ihn trotzdem, denn er weiß, dass dieser Mann klug ist. Wenn er ein Urteil fällt, soll er auch für Heine gültig sein. Er unterwirft sich diesem Schiedsspruch. Ermuntert ihn Schlegel, so wird er den Weg weitergehen. Schweigt Schlegel, so soll kein Vers mehr geschrieben werden. Wochen vergehen, tatenlos, fruchtlos. Tag um Tag das gleiche Schlendern ins Kolleg, die Mappe unter dem Arm. Tag um Tag die spöttischen Witze, weil anders er sich einer Verzweiflung nicht zu erwehren vermag.

Schlegels Vorlesung dauert ungewohnt lange. Eine Stunde verstreicht, zwei, vier...

Nach der fünften Stunde erst schließt Schlegel, so frisch wie im Anfang, so adrett wie zu Beginn, so unberührt. Diesmal werden keine Fragen gestellt, die Studenten sind erschöpft. Schlegel streicht zögernd über die Stirn, als habe er was vergessen und suche sich zu erinnern. Sein gleitender Blick fällt auf Harry Heine, in den Augen blinkt die Erinnerung auf. Er winkt ihn heran und sagt: „Heine, ich

würde Sie gern bei mir sehen. Ich habe Ihnen einiges zu sagen – über Ihre Poesien; es ist zu viel, ich kann es hier nicht tun. Warten Sie! Ja, morgen Nachmittag in meiner Wohnung!“ Er wartet kein Ja oder Nein ab, verlässt den Hörsaal, der Diener mit steinernem Gesicht hinterher. Harry Heine steht und gafft ihm nach. Zunächst begreift er nichts. Plötzlich weiß er: Schlegel, der Große, lädt mich ein! „Ich komme, Herr Professor“, flüstert Heine, als der schon längst draußen ist. Da überwältigt es ihn: Mein Gott – und wenn er mich hier schonen wollte, wenn er mir nur die Gedichte zurückgibt und sagt: „Verbrennen Sie die, Heine“?

...Der gleiche schweigende Diener, der den Professor in die Vorlesungen begleitet, öffnet Harry Heine die Tür und geleitet ihn in des Professors Studierzimmer. Schlegel geht hinter den Schreibtisch zurück. „Bitte, ziehen Sie sich einen Stuhl herbei, Herr Heine!“ sagt er freundlich. Heine sieht sich folgsam um, ergreift eines der federleichten Gebilde, stellt es vor den Schreibtisch und setzt sich. Schlegel sucht mit langsamen und bedächtigen Bewegungen nach den Blättern und stößelt sie sorgfältig auf die Schreibtischplatte.

„Ich habe diese Gedichte“, sagt Schlegel mit Nachdruck und sieht dabei Harry Heine genau an, „mit einigem Wohlgefallen gelesen. Es ermangelt Ihnen nicht an Originalität, und das bedeutet sehr viel. Ich bekomme, wie Sie sich denken können, sehr viele Produktionen in die Hand, gedruckte und ungedruckte, und ich könnte sie meistens leicht miteinander vertauschen, ohne die Verschiedenheit der Verfasser zu bemerken. Hier hingegen spüre ich nicht nur Nachempfundenenes – das freilich auch – sondern dazu echtes Gefühl und das Bemühen um einen genauen Ausdruck dieses Gefühles.“ Harry Heine schwindelt. Dieser bedeutende Mann verurteilt ihn nicht, wirft ihn nicht in den Abgrund zu den Unzähligen. Er lobt seine Gedichte! „Mir scheint“, fährt Schlegel gelassen fort und hebt wieder seine ernst forschenden Augen, „dass Ihre Erlebnisse stark sein müssen, Sie scheinen mir wenig mehr als zwanzig Jahre alt zu sein, Herr Heine ...“ Er zögert. Heine erklärt: „Zweiundzwanzig, Herr Professor ...“ Der führt elegant die Hand durch die Luft: „Zweiundzwanzig, nun gut. Welche Erlebnisse haben unsere zweiundzwanzigjährigen Studenten, welche Erfahrungen haben sie, welche Kenntnisse? Worunter ich Kenntnisse des Lebens verstehe und keinesfalls Kenntnis der Bücher allein. Nur beides, Kenntnis des Lebens und der Bücher mag zur Erkenntnis führen. Ich schweife ab. In Ihren Versen, Herr Heine, spüre ich Kenntnis des Lebens, die Gefühle einer echten Leidenschaft, einer schmerzlichen Enttäuschung. Sie vermögen den Leser in Ihre eigenen Gefühle zu versetzen,

indem Sie diese Gefühle durch sprachliche Mittel eindringlich gestalten.“ Harry Heine antwortet nicht. Seine Augen glänzen.

Er sagt mühsam. „Sie schmeicheln meiner Arbeit, Herr Professor ...“ Der lächelt fein und spöttisch: „O nein, mein lieber Heine, ich bin aufrichtig. Aber lassen Sie uns, so es Ihre Zeit erlaubt, weiterplaudern. Ich will Ihnen gern einige Mängel Ihrer Produkte zeigen, damit Sie nicht übermütig werden. Vollkommenes ist, so ich nicht sehr irre, keineswegs darunter.“ Er sieht Harry Heine wartend an. Der verneigt sich.

Sie sitzen lange, die beiden, die einander bisher fremd waren. Es ist wenig Geplauder dabei, es ist ernste Arbeit. Mit wahrer Gier saugt Harry Heine jedes Wort Schlegels in sich. Mit inbrünstigem Feuer sucht er die Fehler seiner Verse selbst zu entdecken und freut sich, wenn er einen findet und von Schlegel bestätigt wird. Denn jeder Fehler, der ausgemerzt ist, bringt das Gedicht der Vollkommenheit näher. Schlegel erhebt sich und schellt mit der kleinen Messingglocke, die griffbereit an dem Schreibtisch steht. Schlegel rafft Heines Manuskript zusammen und sagt: „Geben Sie mir Ihre Gedichte auch weiterhin. Sie werden in mir einen aufmerksamen und kritischen Leser finden, und ich hoffe, ich werde mich daran erfreuen können. Junge Talente sind selten.“ Harry Heine verbeugt sich tief. Der Diener tritt ein und geleitet ihn hinaus.

Beantworten Sie fragen zum Text

1. In welcher Periode des Lebens von Heinrich Heine fällt die Handlung des Auszuges?
2. Warum muss Harry Heine vor die Prüfungskommission? Wie gelingt es Harry, der Prüfung in Mathematik zu entgehen? Worauf spielt er an, als er sagt, dass er die Mathematik seinem Onkel Salomon Heine überlässt?
3. Wie schneidet Harry bei anderen Prüfungen ab? Wie sind seine Urteile in Geschichte?
4. Welche Gedanken bewegen Heine, als er sich an den Aufsatz macht? Wie gestaltet Harry den Aufsatz zum vorgeschlagenen Thema? Wie offenbart sich darin Heines Begabung zur Satire?
5. Wie hat die Prüfungskommission den Aufsatz eingeschätzt? Was empfindet Heine, als er das Urteil erfährt? Wie hängt die Metapher „Dolchstoß“ in der erlebten Rede mit den Gedanken zusammen, die der Aufsatz in ihm ausgelöst hat?
6. Wann, an welcher Fakultät der Bonner Universität wird Heinrich Heine immatrikuliert?

7. Wie ist Heines Stimmung vor Beginn der ersten Vorlesung? Wie wirkt auf ihn der Hörsaal? Worauf macht er sich gefasst? Warum verhält er sich so ablehnend? Welche Wortwahl kennzeichnet diese Stelle des Auszuges?
8. Wie wird August Wilhelm Schlegel von den Studenten empfangen? Wie beschreibt der Autor den Gelehrten? Wie wird Schlegels großes Wissen hervorgehoben?
9. Warum greift die allgemeine Ehrerbietung auch auf Heinrich Heine über? Warum folgt er den Ausführungen Schlegels so gespannt?
10. Wie hat Schlegels Vorlesung Heines Voreingenommenheit zerstreut? Warum war sie für ihn ein Ansporn, sich weiter zu bilden und seine Kenntnisse zu erweitern?
11. Was bewog Heine, Jura zu studieren? Wie verhält er sich zu dieser Wissenschaft? Woraus ist es ersichtlich? Welche Vorlesungen belegt er? Warum fühlt er sich veranlasst, Schlegels Vorlesungen durch Geschichtsvorlesungen zu ergänzen?
12. Warum liegt dem jungen Heine viel daran, Schlegels Urteil über seine Gedichte zu wissen?
13. Wie reagiert Schlegel auf Heines Anliegen? Warum nimmt er Heines Verse an? Warum verspricht er sich nicht viel davon?
14. Wie ist Heines Gemütszustand, während er auf Schlegels Urteil wartet?
15. Warum lädt der Gelehrte den jungen Dichter zu sich ein? Wie empfängt er ihn? Wie äußert sich Schlegel über den Inhalt und die Form der Gedichte von Heine? Was hat er an den Gedichten auszusetzen?
16. Was besagt Heines tiefe Verbeugung vor Schlegel?

TEXT II

Panzerkreuzer „Potemkin“

(Aus der Sammlung „Erzählungen“ von L. Feuchtwanger)

Während die andern Berliner Kinos zu dieser frühen Stunde geschlossen sind oder vor sehr wenigen Zuschauern spielen, stauen sich hier die Autos, Schutzleute, Gaffer. Der Film „Panzerkreuzer Potemkin“ ist schon sechsenddreißigtausend Berliner haben ihn gesehen. Dennoch sind die Leute erregt, als führte man ihnen heute zum ersten Mal etwas vor, worauf die Welt wartet.

Der bayrische Minister Klenk, die um ihn Sitzenden groß überragend, denkt nicht daran, sich von dieser Unruhe anstecken zu lassen. Er hat gelesen: ein Film ohne Aufbau, ohne Weiber, ohne Handlung; Spannung ersetzt durch Tendenz. Anschauen muss man sich so was, wenn man schon in Berlin ist. Er wird nicht hereinfliegen auf diese künstlich gemanagte Sensation.

Ein paar Takte greller, wüst, fortissimo, Geheimakten aus dem Marinearchiv: dann und dann meuterte die Besatzung des Panzerkreuzers „Potemkin“ vor der Stadt Odessa wegen ungenügender Ernährung. Na schön, sie meuterten also. So was soll schon vorgekommen sein. Als Bub hat er solche Dinge mit Leidenschaft gelesen. Interessant für die reifere Jugend. Der Minister Klenk grinst.

Der Schlafraum der Mannschaft, Hängematten, dicht aneinander. Ein Vorgesetzter, herumschnüffelnd zwischen unruhig schlafenden Matrosen. Das Ganze nicht unbegabt gemacht. Man spürt richtig die schlechte Luft des Raums. Dazu die dumpfe, beklemmende Musik.

Jetzt der Morgen. Matrosen, herumstehend um ein aufgehängtes Stück Fleisch. Sie betrachten es missbilligend. Immer mehr kommen heran, immer andere. Man braucht nicht lange zu riechen, um herauszukriegen, dass es nicht gut riecht. Das Stück Fleisch in Großaufnahme: es wimmelt von Maden. Die Leute scheinen schon öfters derartiges Fleisch gekriegt zu haben. Schimpfen. Das ist begreiflich. Der Schiffsarzt wird herbeigeholt, ein etwas mickeriger Herr. Er setzt seinen Kneifer auf, tut seine Pflicht, untersucht das Fleisch, kann es nicht ungeeignet zum Genuß finden. Das Fleisch wird zubereitet. Die Mannschaft weist die Brühe zurück. Schimpft. Triviale Vorgänge, vorgeführt auf einfache Art, ohne Pomtierung. Ein Stück faules Fleisch, Matrosen, Offiziere. Keine besonders begabten Offiziere, wie es scheint, doch auch keine besonders schlechten. Durchschnittsmaterial. Wir haben in Bayern kaum besseres. Merkwürdig, dass der Klenk von diesen simplen Menschen und Begebnissen angerührt wird.

Die Erbitterung auf dem Schiff steigt, man weiß nicht recht, wieso. Allein man spürt, es kann nicht gut ausgehen, jeder im Publikum spürt es. Die Herren auf der Leinwand nehmen es nicht ernst genug. Sie müssten eingreifen, endlich durchgreifen. Sind sie blind? Aber wir haben es auch heranziehen spüren im letzten Kriegsjahr und haben auch zu spät eingegriffen. Freilich haben wir auch nicht diese hämmernde Musik gehabt. Es ist eine scheußliche Musik, aber sie lässt einen nicht los. Natürlich muss man diesen Saufilm verbieten. Es ist ganz raffinierte Stimmungsmache, eine Schweinerei. Es ist wirklich keine genügende Ursache, die Disziplin aufzusagen, weil ein Stück Fleisch madig ist. Da haben wir

im Krieg ganz anders herunterfressen müssen, mein Lieber. Dennoch ist der Klenk nicht recht für die Offiziere, ja, er ist eher für die Matrosen.

Die hämmernde, bedrohliche Musik geht weiter; die Gärung wächst. Der Kapitän lässt die Mannschaft auf Deck antreten. Fragt, wer etwas gegen die Verköstigung vorzubringen hat. Zögern. Einige treten vor. Auf einmal, man weiß kaum wie, sind die Besten der Mannschaft, die Missvergnügten, die Rädelsführer, abgetrennt. Ein großer, weiter, gefährlicher Zwischenraum ist zwischen ihnen und den anderen. Verteufelt geschickte Burschen, diese Offiziere, da haben sie die Anstifter, die Meuterer, im Handumdrehen unter der Faust. Das Gros der Mannschaft steht ängstlich beisammen. Die kleine Schar der Führer ist durch ein Seil abgesperrt, in einen Winkel geschnürt. Da stehen sie, die vorhin das Maul so weit aufreißen konnten. In einem armen, zitternden Haufen. Schon ist ein Segeltuch über sie gebreitet. Ein paar elende, groteske Bewegungen gehen durch dieses Segeltuch. Gewehrläufe sind darauf gerichtet. Kommandos, gleichmütig, trocken. Da reißt es einem aus dem Gros die Zähne auf. Sein Schrei kommt. Das Kommando „Feuer“ kommt. Aber das Feuer kommt nicht. Die Gewehre gehen nicht los.

Ein Taumel packt die Menschen, die auf der Leinwand und die vor ihr. Warum hat man so lange gewartet. Jetzt ist es ja da, jetzt begehren sie auch, jetzt endlich geht es los. Und die Leute vor der Leinwand jubeln, sie klatschen denen auf der Leinwand zu. In die grausame, triumphierende, hämmernde, scheußliche Musik hinein klatschen sie, wie jetzt die auf der Leinwand auf die Offiziere eine tolle, groteske Jagd anfangen, sie hervorholen aus albernen Verstecken, sie über schmeißen in die fröhlich hochspritzen See, einen nach dem andern, den mickerigen Schiffsarzt darunter, seinen Kneifer ihm nach.

Klenk sitzt still, es hat ihm den Atem verschlagen, er sitzt, der riesige Mann, mäuschenstill. Es hat keinen Sinn, das zu verbieten. Es ist da, man atmet es mit jedem Atemzug, es ist in der Welt, es ist eine andere Welt, es ist Blödsinn, sie zu leugnen. Man muss das anschauen, man muss diese Musik hören, man kann sie nicht verbieten.

Die Fahne wird heruntergeholt. Eine neue Fahne klettert den Mast hoch unter ungeheurem Jubel, eine rote Fahne. Matrosen übernehmen den Dienst der Offiziere; die Maschine funktioniert nicht schlechter dadurch. Unter der roten Fahne fährt das Schiff ein in den Hafen der Stadt Odessa.

Schüchtern gewahrt die Stadt die rote Fahne, sperrt den Mund auf, frohlockt. Atmet schneller, jauchzt auf, groß, befreit. Man zieht heran, dem Schiff mit der roten Fahne zu, einzelne zuerst, immer mehr, die ganze Stadt wallfahrtet zu dem

einen erschossenen Matrosen, dessen Leiche man an Land gebracht hat, sie wimmelt in Booten um das Schiff mit der roten Fahne, sie bringt die Matrosen von ihren nicht reichlichen Lebensmitteln.

Klenk wird kribbelig. Halten die andern still? Lassen sich die andern das einfach gefallen? Er ist gar nicht für die andern, er ist viel zu lebendig, als dass er sich von dem Elan dieser ganzen Angelegenheit nicht mitreißen ließe. Allein es stört ihn, dass der sonst so wahre Vorgang unwahr zu werden beginnt durch dieses Versäumnis. Es stört ihn, da es nicht stimmt.

Aber siehe! Es stimmt doch. Da sind sie, die andern. Sie sind nicht faul gewesen, und jetzt sind sie da.

Eine Treppe ist da. Eine riesige, breite Treppe, sie hört nicht auf. Auf ihr, in unendlichem Zuge trägt das Volk seine Sympathien zu den Meuterern. Aber es trägt nicht lange, denn auf dieser Treppe sind sie, die andern. Eine Schwarmlinie Kosaken, die Treppe hinunter, Gewehr unterm Arm, langsam, bedrohlich, unausweichlich, sperrend die lange Breite der Treppe. Es kommt Bewegung ins Volk. Sie gehen schneller, sie laufen davon, sie fliehen. Einige merken nichts, verstehen nichts, die bleiben langsam, verwundert. Man sieht die Soldatenstiefel die Treppe hinuntersteigen, sehr groß, sehr langsam, eine Stufe, noch eine Stufe, und dann kommt ein wenig Rauch aus den Gewehrläufen. Und jetzt laufen sie nicht mehr auf der Treppe, jetzt stürzen sie, was ihre Beine und ihre Lungen hergeben. Einige aber rollen hinunter, es ist nicht mehr ihr Wille, der sie hinunterkollern lässt, nicht ihre Beine und ihre Lungen, sondern nur das Gesetz der Schwerkraft, der Trägheit; denn sie sind tot. Und immer gleichmäßig schreitet der Stiefel der Kosaken, und immer mehr kollern, rollen hinunter.

Auch auf dem Meer ist man derweilen nicht faul geblieben. Man hat andere Schiffe herangezogen, große, mächtige, Sie umzingeln die „Potemkin“. Auf dem Schiff mit der roten Fahne ist alles klar zum Gefecht. Seine Rohre, spiegelglatt, gigantisch, werden gerichtet, gehen auf und nieder, bedrohliche Fabeltiere, die Zeiger der Messinstrumente sind in rasender Geschäftigkeit. Ringsum schwimmt es heran, eiserne Wesen der Vernichtung, gewaltige, ins kleinste ausgetüftelte Organismen. Die „Potemkin“ steuert auf sie zu. Es sind Schiffe ihrer Klasse, die sie jagen, einkreisen, sechs, acht, zehn Wesen wie sie. Es ist keine Aussicht, durchzubrechen, ihre Geschütze tragen nicht weiter als die der Gegner. Sie kann nicht siegen, sie kann nur, sterbend, die andern mit in ihren Tod reißen. Es ist eine wilde, dumpfe Spannung auf der Leinwand und vor ihr, wie langsam die riesigen Schiffe den Kreis schließen um die „Potemkin“.

Da beginnt das verurteilte Schiff, Zeichen zu geben. Kleine, bunte Flaggen steigen auf, nieder. Winken. Die „Potemkin“ signalisiert: „Schießt nicht, Brüder.“ Sie schwimmt langsam auf ihre Verfolger zu, signalisierend: „Schießt nicht“. Man hört die Menschen vor der Leinwand atmen, die Erwartung ist beinahe unerträglich. „Schießt nicht“, hoffen, beten, wünschen mit aller Kraft ihrer Herzen die achthundert Menschen in dem Berliner Kino. Ist der Minister Klenk ein sanfter, friedlicher Mann? Schwerlich ist er das, er würde riesig lachen, hielte ihn einer dafür, er ist ein derber, wilder, kriegerischer Mensch, für zärtliche Gefühle nicht zu haben. Allein während das Schiff der Meuterer den geladenen Rohren entgegenschwimmt, was denkt er? Auch er, mit der wilden Kraft seines Herzens, wünscht: „Schießt nicht“.

Eine ungeheure Freude hebt die Herzen, als der Kreis der Verfolger die „Potemkin“ passieren lässt, als sie ungefährdet einläuft in den neutralen Hafen.

Der Minister Klenk, wie er, den Lodenmantel um die Schultern, den Filzhut auf dem riesigen Schädel, aus der engen Dunkelheit des Kinos in die helle, freie Straße hinaustritt, ist voll von einer unbekanntenen Benommenheit. Was war denn das? Würde er vielleicht nicht schießen lassen auf die Meuterer? Wie ist das möglich, dass ein Mann wie er wünschen kann: „Schießt nicht“? Das ist nun also da, man kann es verbieten, aber es bleibt in der Welt, es hat keinen Sinn, den Kopf davor zu verstecken.

In einem Schaufenster sieht er sein Gesicht, sieht darin einen nie gesehenen Zug von Hilflosigkeit. Er schaut ja aus wie ein Tier in der Falle. Was wäre denn das? Sein Gesicht ist ja ganz aus der Form. Er lacht, ein bisschen verlegen. Winkt einem Wagen, beklopft seine Pfeife, steckt sie an. Und schon hat er sein Gesicht wieder eingerenkt in das alte, wilde, vergnügte, mit sich einverständene.

Beantworten Sie fragen zum Text

1. Wo und wann spielt die Handlung der Erzählung?
2. Was bewog den bayrischen Minister Klenk, sich den Film „Panzerkreuzer Potemkin“ anzusehen? Zu welchem Zweck werden am Anfang der Erzählung konkrete Zahlangaben angeführt?
3. Warum war Klenk gegen den Film voreingenommen? Wie beurteilte die bürgerliche Presse den Film?
4. Wie reagiert Klenk auf die allerersten Szenen des Films? Was bewirkt die Verwendung der erlebten Rede, warum lässt der Autor seinen Helden anstatt des Wortes „Aufstand“ das Wort „Meuterei“ gebrauchen?

Welcher Art ist Klenks Anerkennung und wie kommt es sprachlich zum Ausdruck?

5. Wie fasst Klenk die Geschehnisse im Film auf, als es zu den Szenen mit dem verfaulten Stück Fleisch kommt? Durch welche Wortwahl offenbart sich seine Einschätzung dieser Vorgänge?
6. Warum wundert sich Klenk, dass er von den Begebnissen im Film angerührt wird? Wie wirkt in diesem Zusammenhang der abschließende Satz an der betreffenden Textstelle?
7. Warum zieht Klenk eine Parallele zwischen den Vorgängen auf der Leinwand und den Ergebnissen in Deutschland?
8. Wie ist Klenks Zustand, als die steigende Erregung auf dem Schiff gezeigt wird? Wie ist es zu erklären, dass Klenk nun „nicht recht für die Offiziere“, sondern „eher für die Matrosen“ ist?
9. Wie verhält sich Klenks dazu, dass der Film ihn mitreißt, was verrät seine Meinung, man müsste den Film verbieten? Welche Kraftausdrücke legt der Autor dem Helden in den Mund?
10. Lässt sich Klenk leicht „bekehren“? Zu wem hält nun wieder? Vergleichen Sie in diesem Zusammenhang die Wortwahl bei der Beschreibung der Offiziere und der Matrosen?
11. Welchen Eindruck macht auf Klenk die Abrechnung mit den Offizieren? Wie verhält er sich in diesem Augenblick? Welche Gegenüberstellung ist bei der Schilderung seines Zustandes wirkungsvoll?
12. Was besagt der Satz „Es hat keinen Sinn, das zu verbieten“? Glaubt Klenk immer noch, dass der Film „eine künstlich gemanagte Sensation“ ist? Was muss er jetzt einsehen? Welche Funktion kommt hier der Wiederholung zu?
13. Woraus ist es ersichtlich, dass der Film, den er früher als „Stimmungsmache“ bezeichnet hat, ihn nun endgültig in seinen Bann reißt? Was meint er mit dem „Versäumnis“?
14. Wie kommt es, dass Klenk jetzt zusammen mit den Zuschauern inbrüstig wünscht: „Schießt nicht“?
15. Warum ist Klenk nach der Vorführung so benommen und hilflos, mit sich selbst uneinig? Welcher Vergleich charakterisiert treffend seine Verfassung?
16. Wie hat der Film den „derben, wilden, kriegerischen“ Mann umgekrempt? Wie verliert Klenk seine Voreingenommenheit?
17. Warum wirkt dieser Film überwältigend?

TEXT III

Mal umgekehrt

Wir müssen diese Geschichte leider mit einem Ehekrach beginnen, obwohl sich so was nie gut ausnimmt. Beschränken wir uns darum auch auf die Schilderung des Endes der sachlichen Aussprache, das darin bestand: Herr Kniepel warf einen Teller durch das Fenster. Die Tat verdiente keine sonderliche Beachtung, denn das Fenster war offen, und jenseits des Fensters befand sich ein sandiger Garten. Auf dem Teller war aber sein Abendbrot, und deshalb war sein Tun doch bemerkenswert und führt uns auch direkt zu den Ursachen der Auseinandersetzung.

Frau Kniepel hatte nämlich gerade gesagt: „Und ich lass mich nicht mehr länger als Sklavin halten. Ich geh` arbeiten!“ Jetzt verstehen wir die Erregung von Herrn Kniepel schon besser! Nun sagte Frau Kniepel weiter: „Dann werden wir uns die Hausarbeit hübsch teilen und wenn du dann noch Zeit zum Meckern haben solltest – bitte meckere mit dir. Meckere über dein Bett, das du nicht gemacht hast, meckere über die Fenster, die du nicht geputzt hast, meckere über dein Abendbrot, das du dir gemacht hast und das dir nicht schmeckt...“ Das war der Zeitpunkt, wo Herr Kniepel den Teller wohlüberlegt durch offenes Fenster warf. Und in heiligem Zorn stellte er klar: „Wenn du arbeiten gehst, bleibe ich zu Hause!“ – Man wird es nicht glauben, aber so geschah es.

Zwei Wochen später. Herr Kniepel hat sich ganz was Feines ausgedacht. Er wird sein fleißiges Frauchen mit Bratkartoffeln und Sülzkotelett überraschen, wenn es müde von der Arbeit kommt. Frauchen kommt nicht. Die Bratkartoffeln werden kalt. Herr Kniepel macht sie wieder warm, sie werden kalt ... Da dreht sich ein Schlüssel im Schloss. Frau Kniepel kommt hereingerauscht: „Na, lange gewartet? Ja, hatten ganz plötzlich Versammlung. Nun gib mir mal ordentlich was zu essen. Verdammt, die sind ja eiskalt, die Bratkartoffeln.“ Herr Kniepel sitzt am Tisch und zittert. „Ich wird` dir mal was sagen“, sagt er „vormittags habe ich Wäsche gehabt, nachmittags hab` ich die Fenster geputzt, dann hab` ich drei Stunden auf dich gewartet!“ „In der Zeit hättest du doch die Bratkartoffeln warm kriegen müssen“, sagte seine Frau höhnisch. „Jetzt platzt mir der Kragen!“ schrie er. „Du und deine Versammlungen! Die Versammlungen kenn` ich! Bin ja selber mal hingegangen! In der Kneipe sind die!“

Was seine eigene Person betraf, so mochte Herr Kniepel recht haben. Seine Frau war aber tatsächlich in der Versammlung gewesen. Schweigen wir daher über

die weiteren Vorkommnisse des Abends, in dessen Verlauf Herr Kniepel jedenfalls bewies, wie ihn die Hausarbeit aufreibe und wie ihm bald die Decke auf den Kopf falle, wenn er so lange auf seine geliebte Frau zu warten habe.

Acht Wochen später. Herr Kniepel liest ein Modejournal und liegt gerade einmal auf der Couch. Da steht seine Frau im Zimmer. „Das habe ich mir gedacht“, sagte sie, „so sieht deine Hausarbeit aus!“ „Eben, gerade, vor einer Sekunde habe ich mich hingelegt, um mal in dem Heft zu blättern“, verteidigt sich Herr Kniepel. „Du solltest dich lieber etwas bilden“, sagte seine Frau, „man kann sich ja kaum noch mit dir unterhalten. In deinem Kopf ist ja nichts weiter drin als Fensterputzen, Teppichklopfen, Fußbodenfegen ... Meine Probleme verstehst du überhaupt nicht mehr.“ Herr Kniepel stand wie erschlagen. Hatte er dies verdient? Glänzte nicht der Fußboden? Stand nicht ein ausgezeichnetes Essen bereit? Er stützte sich schwer auf den Tisch und weinte bitterlich. „Heul nicht“, sagte seine Frau, „du bist ein dummes Hausputtchen, weiter nichts. Andere Männer leisten was, sind gleichberechtigt, stehen ihre Frau im Betrieb. Und du heulst“.

So ging das eine ganze Weile weiter. In Herrn Kniepels Seele häufte sich Zündholz an. Beim Wäschewaschen stieg es von seinem Herzen heiß zum Kopf auf, wilde, furchtbare Ideen formten sich. Er träumte von langen Messern und Sklavenaufständen. Es entstand eine revolutionäre Situation. Der geringste Anlass ...

Seine Frau hatte eine Prämie bekommen. Herr Kniepel wartete daheim. Würde sie die Prämie versaufen? Betrunknen nach Hause kommen? Herumnörgeln und meckern? Unausgezogen ins Bett fallen? In seiner Erinnerung tauchten die hässlichsten Bilder auf. Da kam sie. Nüchtern, aber mit einer Flasche Schnaps für ihn. Und nun ging alles ganz schnell. Herr Kniepel freute sich, machte die Flasche auf, trank, trank weiter, trank nochmals, trank auf sie, auf sich, auf den Betrieb, auf das Wetter, auf die U-Bahn und auf seinen Mut, mit dessen Hilfe er dann die Diskussion eröffnete.

Es ist natürlich schlecht, dass dieser Artikel nun auch noch mit einem Ehekrach aufhört. Wir können ihn nicht übergehen. „Und wenn du zehnmal deine Bequemlichkeit willst“, schrie Herr Kniepel, „das ist mir Wurscht! Ich verblöde hier zu Hause, während du dich entwickelst. Ich gehe wieder arbeiten!“ Nun warf seine Frau allerdings keinen Teller durch das Fenster, was uns ganz und gar um einen effektvollen Schluss bringt, aber sie sagte: „Endlich! Und nun kommt das Komische: Jetzt gehen sie alle beide arbeiten und sind wegen ihres ausgeglichenen Ehelebens satirisch völlig uninteressant.“

Beantworten Sie fragen zum Text

1. Wo und wann spielt die Handlung? Wer sind die handelnden Personen?
2. Warum beginnt die Geschichte mit einem Ehekrach? Was hatte Frau Kniepel ihrem Mann vorgeworfen? Welches Wort wird an dieser Stelle mehrmals wiederholt, welche Bedeutung kommt dabei dieser Wiederholung zu?
3. Wie reagiert Herr Kniepel auf die Vorwürfe seiner Gattin und auf ihren Entschluss, arbeiten zu gehen? Wie wird sein „Tun“ geschildert? Wie kommt dabei die Ironie zum Ausdruck?
4. Was bewog Herrn Kniepel, die Arbeit aufzugeben? Was bezweckte er mit seinem Entschluss? Durch welches Oxymoron wird zum Ausdruck gebracht, dass er sich im Recht fühlte?
5. Was hatte Frau Kniepel an der häuslichen Arbeit ihres Mannes auszusetzen? Welche Worte von Frau Kniepel lassen darauf schließen, dass sie die Ausdrucksweise ihres Mannes nachahmt?
6. Wie versucht Herr Kniepel, sich zu rechtfertigen? Welche Bemerkung rutscht ihm heraus?
7. Welche Vorgänge werden acht Wochen später geschildert? Womit bringt Herr Kniepel seine Zeit zu?
8. Was wirft Frau Kniepel ihrem Mann vor? Wie versucht Herr Kniepel, sich zu verteidigen? Warum muss er schließlich „heulen“?
9. Woraus geht hervor, dass Frau Kniepel die üblichen Redensarten der Männer ausspielt, um die Haltung der Männer in solchen Situationen zu parodieren? Welche scherzhafte Umphrasierung ist in dieser Hinsicht aufschlussreich?
10. In welcher Verfassung befand sich Herr Kniepel nach dieser Szene? Welche Metaphern und Hyperbeln geben seinen Gemütszustand wieder?
11. Was traute Herr Kniepel seiner Frau am Tage zu, als er erfuhr, dass ihr eine Prämie ausgehändigt wird? Auf welche Erfahrungen des Herrn Kniepel selbst lässt das schließen?
12. Wie war Herrn Kniepels Stimmung, als er feststellte, dass seine Befürchtungen nicht eingetroffen sind? Wie wirkt die Wiederholung bei der Schilderung seines Gemütszustandes?
13. Welchen Entschluss fasste Herr Kniepel? Was musste er nun einsehen?
14. Wie charakterisiert Frau Kniepel ihre Reaktion auf den Entschluss ihres Mannes?

15. Mit welchem Schlagsatz beendet der Autor die Kurzgeschichte in erzählender Form wieder?

TEXT IV

Der Herr, der mir vorenthalten wurde

Das Telefon klingelte. Da alle viel zu beschäftigt waren, um zum Apparat zu laufen, stürzte ich vom Bad, wo ich mich auf ausdrücklichen Wunsch meiner Frau rasierte, nach der Diele, um den Hörer abzunehmen. Ein Kollege wollte mich dringend sprechen. „Wann? Noch diesen Mittag?“ fragte ich. „In einer Stunde sagen Sie? Gut! Einverstanden! Kommen Sie!“ Meine Frau machte mir verzweifelte Zeichen. „Es geht heute leider nicht, beim besten Willen nicht, Vielleicht morgen, ja? – Wie? Wir erwarten wichtigen Besuch – Nein, nicht den Minister – auch den nicht – Niemand, den Sie kennen – Sie rufen also noch einmal an. Gut! Bis morgen!“ Ich sagte nur ungerne ab.

„Alles wegen diesem“ – schimpfte ich. „Nun mach ja schon! Zieh dich um! Es ist höchste Zeit!“ drängte Kunigunde. Meine Frau erteilte die letzten Regieanweisungen. Rosemarie wollte wissen, wer die Flurtür zu öffnen habe. „Wie ist das überhaupt? Bietet man etwas Essbares an?“ fragte Angela. „Ist doch Quatsch!“ sagte Peter. „Und wie ist das mit dem Trinken? Darf man einen Likör oder ein Glas Fruchtsaft anbieten? Muss man erst fragen, oder stellt man das einfach auf den Tisch? Wer hebt zuerst das Glas? Kann man anstoßen? Hebt man das Glas noch einmal an, wenn man getrunken hat? Wer gibt Feuer? Wo sind überhaupt die Zigaretten?“ Das und anderes wollte man von mir wissen. Alle Augen wandten sich mir zu. „Macht das von mir aus, wie ihr wollt!“ sagte ich. „Das sei keine Antwort“, erwiderte meine Frau. „Weswegen denn diese ganze Aufregung? Doch nur deinetwegen!“ fügte sie hinzu. Ich war für einen Augenblick einfach sprachlos. „Erlaube mal, jetzt reicht es mir aber!“ „Du hast doch an einem Anstandsbuch mitgeschrieben! Und da können wir uns einfach keine Formfehler leisten!“

In diesem Augenblick hielt ein weinroter Wartburg unten vor dem Haus an. „Er kommt!“ rief Peter. Meine Frau jagte ihn vom Fenster weg. Dem Taxi entstieg ein Herr, der uns seine Kehrseite zuwandte, während er einen mächtigen, in Seidenpapier gewickelten Blumenstrauß aus dem Inneren des Wagens zerrte.

„Du machst auf, Angela! Führst ihn in die Garderobe. Nimm ihm die Blumen ab, bewundere sie, lege sie nicht irgendwohin, sondern stelle sie in die blaue Vase. Biete ihm Platz an. Ich komme nach ein paar Minuten dazu – und der

Vater wie zufällig in einer knappen Viertelstunde!“ sagte Kunigunde hastig. „Alles natürlich ganz zwanglos, natürlich, harmonisch, wie selbstverständlich“, rief sie Angela, die noch einen kurzen Blick in den Spiegel werfen wollte, nach.

Der Herr, der unten auf der Straße mit dem Taxifahrer verhandelte, den Strauß unter den Arm geklemmt, und in allen Taschen herumsuchte, wurde von mir und den anderen nicht aus den Augen gelassen.

Das war er also. Der Herr, der in den letzten beiden Jahren fast täglich anrief und den Hörer auflegte, wenn ich mich meldete. Der Herr, der später, kühner geworden, seine Stimme verstellte und sich Anita Krüger nannte und angeblich meine ältere Tochter wegen Schulaufgaben zu sprechen verlangte. Der Herr, der meine gedruckten Erzeugnisse aus Berechnung und Höflichkeit las, um bei meiner ältesten Tochter Eindruck zu schinden. Es war der Herr, dessen Existenz mir bis vor kurzem streng verheimlicht wurde und der nun als Tanzstundenlehrer aus der Anonymität hervortrat. Er kam jetzt zögernd auf unser Haus zu. „Jetzt müsst ihr aber verschwinden!“ meinte meine Frau aufgeregt zu Rosemarie und mir. Wir sind nicht verschwunden. Es war nicht mehr nötig. Der Herr, der unser ganzes Interesse in Anspruch nahm, war auf halbem Wege unentschlossen stehengeblieben, umgekehrt, wieder in das Taxi geklettert und davongefahren.

Die Tatsache, dass der Herr unverrichteterdinge wieder abgezogen war, stellte uns vor ein Rätsel. Die Aufregung, die bisher mit dem Besuch verbunden gewesen war, war gar nichts gegen das, was jetzt jäh um sich griff. Meine Frau hatte einen hochroten Kopf. Sie saß ohnmächtig in einem Sessel, Angela war ungewöhnlich blaß, und um ihre Mundwinkel zuckte es verdächtig.

Als Haushaltungsvorstand musste ich jetzt einen klaren Kopf behalten. „Machen wir uns nichts daraus! Er war unserer Angela nicht würdig, dieser Lümmel!“ verkündete ich pathetisch. „Mach einen starken Kaffee! Jetzt machen wir es uns erst einmal auf diesen Schreck hin gemütlich!“ Ich entledigte mich meiner viel zu engen Schuhe, zog mein Jackett aus und warf die Krawatte auf den Schreibtisch. Es war eine wahre Wohltat, barfuß dasitzen zu können. Angela war von der Bildfläche verschwunden. Als sie wieder zum Vorschein kam, trug sie ein altes, viel zu kurz gewordenes Kleid. Sie wollte in den Garten und dort sich betätigen, um ihren Herzenskummer loszuwerden. Der Ordnungswut der letzten Stunden folgte irgendwie das Bedürfnis, sich so recht nach Herzenslust gehenzulassen. Wir machten bereitwillig davon Gebrauch, und ich lag zeitungsliegend auf dem von allen Kissen befreiten Sofa, als es an der Flurtür klingelte.

Es war zu spät, auch nur einigermaßen aufzuräumen. Rosemarie hatte den Besucher in der Hilfslosigkeit ihrer jungen Jahre eingelassen und, ohne zu überlegen, in das Wohnzimmer geführt. „Sack“, stammelte der junge Herr verlegen. Ich bin gewiss kein Spießer, aber so viel Peinlichkeit und Verlegenheit auf einmal habe ich nie mehr erlebt. „Oh! Das ist aber nett!“ brachte meine Frau heraus, während sie in die unter dem Tisch stehenden Pantoffeln schlüpfte. Mir blieb keine Zeit dazu, meine herumliegenden Schuhe anzuziehen. Ich ging dem unerwarteten Gast barfuß entgegen.

„Sie entschuldigen!“ stotterte der Tanzstundenlehrer. „Ich – „ „Wir bitten auch um Entschuldigung, aber wir haben nicht mehr mit Ihrem Besuch gerechnet!“ antwortete ich scheinbar gelassen. „Wie das hier aussieht! Was Herr Sack von uns denken muss!“ Ich unterbrach meine Frau. Es ist mein Beruf, mir ab und zu etwas einfallen zu lassen, und so sagte ich: „Nun, wie es eben bei einem Test aussieht! Ich schreibe zur Zeit an einem Artikel, der sich mit der häuslichen Behaglichkeit auseinandersetzt und für die konsequente Ordnung eine Lanze bricht! Deshalb haben wir uns alle Mühe gegeben, das Zimmer in einen Zustand der Unordnung zu versetzen. Wissen Sie, so was muss man plastisch vor sich haben, um es beschreiben zu können.“ „Und besonders dann, wenn man Unordnung von Haus aus nicht kennt“, stimmte Herr Sack eifrig zu. Ich fand das ausgesprochen nett von dem jungen Mann. „Ich bin Ihnen auch noch eine Erklärung schuldig“, meinte er. „Weil ich mich so verspätet habe – ich – “ Die Umkehr des gar nicht unflotten Tanzstundenherrn stellte sich als recht harmlos heraus. Meine Familie nahm sie nicht ohne Aufatmen zur Kenntnis. Herr Sack hatte seine Briefftasche in der anderen Hose stecken lassen.

„Ich wollte Sie anpumpen, wie mir der Taxifahrer geraten hatte. Aber das wäre doch unschicklich gewesen, nicht wahr. Sehr unschicklich!“ Deshalb war er umgekehrt und, da die Fahrt seine beschränkten Mittel restlos verschlungen hatte, wahrscheinlich zu Fuß wiedergekommen. „Aber Sie hätten mich doch ruhig anpumpen können!“ warf ich ein. „Nein!“ versicherte er. „Wir haben im Anstandsunterricht gelernt, dass das unfein ist. Und Sie haben das auch einmal geschrieben, dass Borgen Sorgen macht!“ „Nichtborgen erst recht!“ sagte ich, während ich mit meiner verzweifelt dreinschauenden Frau einen kurzen Blick tauschte.

Ich fand ihre Verzweiflung völlig überflüssig. Merkte sie denn nicht, dass Herr Heinz-Dieter Sack von der ganzen Unordnung überhaupt nichts sah? Und das nicht etwa aus Höflichkeit. Er hatte doch nur Augen für Angela, die sich schnell umgezogen hatte und in dem zartgelben Kleidchen wirklich bezaubernd aussah ...

Beantworten Sie fragen zum Text

1. Wie wird die Handlung in der Kurzgeschichte eingeleitet? Was ist den Telefongesprächsfetzen zu entnehmen?
2. Wie bereitete sich die Familie zum Empfang des Gastes vor? Welche Parallele drängt sich auf? Welche Wendung im Text ist in dieser Hinsicht aufschlussreich?
3. Wie wollten die Familienangehörigen den Gast empfangen? Welche Fragen richteten sie an den Hausherrn? Warum ausgerechnet an ihn?
4. Welche genauen Anweisungen erteilte die Frau ihrer ältesten Tochter Angela? Welchen Eindruck macht in diesem Zusammenhang ihre abschließende Bemerkung „Alles natürlich ganz zwanglos, natürlich, harmonisch, wie selbstverständlich“?
5. Was verrät der Umstand, dass alle Familienangehörigen den Herrn, der aus dem Auto gestiegen war, nicht aus den Augen ließen?
6. Warum war der Hausherr darauf gespannt, wer der junge Herr ist? Wie wirkt der Ausdruck „aus der Anonymität hervortreten“?
7. Was löste die plötzliche Umkehr des jungen Herrn aus? Welche Bedeutung kommt an der entsprechenden Stelle den Pronomen zu, sowie dem Ausdruck „um sich greifen“?
8. Warum musste nun der Hausherr die „Regieführung“ übernehmen? Was ordnete er an?
9. Warum lassen sich die Familienglieder gehen? Welche Parallele deutet der Autor wieder an, indem er in seine Schilderung die Wendungen einflucht: „von der Bildfläche verschwinden“ und „wieder zum Vorschein kommen“?
10. Was empfand der Hausherr, als die Wohnung wieder das gewöhnliche Aussehen annahm? Wie hatte er sich vorhin gefühlt, welches Gefühl überkam ihn jetzt? Wie geht das aus der Wortwahl hervor?
11. Warum war die Familie überrumpelt, als es an der Flurtür wieder klingelte? Was hat die jüngste Tochter Rosemarie noch nicht gelernt? Worauf lassen die Worte schließen „in der Hilfslosigkeit ihrer jungen Jahre ...“?
12. Wie verlief nun der Empfang? Wie wirkt diese Szene, wenn man bedenkt, wie man sich auf den Besuch vorbereitet und welche Veränderungen die Wohnung erfahren hat?

13. Wie versuchte der Hausherr die Situation zu retten? Welche Bedeutung kommt hier dem Widerspruch zwischen Inhalt und Form zu?
14. Warum war also Herr Sack umgekehrt? Warum hatte er den Rat des Taxifahrers nicht befolgt? Auf welchen Ausspruch aus dem Anstandsbuch berief er sich, während er seine Entschuldigung vorbrachte?
15. Wie reagierten die Familienangehörigen auf die Erklärungen des jungen Mannes? Wie wirkt im Munde des Erzählers die Umphrasierung des Ausspruchs, den der junge Mann angebracht hat? Welche Sorgen sind gemeint? Warum waren all die Sorgen umsonst?
16. Was wird in der Kurzgeschichte verspottet?

TEXT V

Gespräch mit dem Redakteur

„Ha!“ schrie mein Radakteur und versuchte um einen Manuskriptstapel herum mich ins Auge zu lassen. „Du kommst mir gerade recht. Setz dich, ich muss bloß eben noch das ... das ... na, das Ding hier zu Ende ... Der Teufel soll das Telefon holen. – Ja, Lokalredaktion! Wie? Vor Ihrem Haus liegen schon seit sechs Wochen Steine? Ich gebe Ihnen mal meine Sekretärin, die wird das alles aufschreiben. Aber ja, ganz bestimmt! Nein, wir werden die Sache verfolgen ... Aber wenn ich Ihnen sage, Sie können sich darauf verlassen! Wiederhören!“

„Ja“, wandte er sich an mich. „Gut, dass du da bist. Ich will mal bloß mal eben das ... das ... Ei jei! Na, das Ding hier zu Ende ...“

Da ging die Tür auf.

„Mensch!“ schrie mein Redakteur und reichte dem Besucher die Hand unter dem Schreibtisch hindurch. „Auf dich warte ich schon! Setz dich, ich will bloß eben machen, zu Ende, weißt du. Der Teufel ... Telefon! Ja, Lokalredaktion! Aber ich sagte Ihnen doch: die Sache mit den Steinen ist in Ordnung. Ist natürlich nicht in Ordnung, aber wir bringen das in Ordnung, ja, jawohl! – Es ist zum Heulen! Aber fein, dass ihr da seid. Augenblicklich bloß, nicht? Könnt euch ja solange unterhalten. Ich mach nur das Ding hier ... ha, wie denn? Ach so, ja zu Ende.“

Da läutete das Telefon.

Zum Teufel mit diesem Telefon! Ja, hier Lokalteufel ... Quatsch, -redaktion! Wissen Sie, wir werden die Steine morgen selber abfahren! Was für Steine? Ach, sind gar nicht der mit den Steinen? Wegen Ihres Hundes? Wegen des Artikels? Also nein, ich versichere Ihnen – der Artikel richtet sich nicht gegen Ihren Hund. Ich kenne Ihren Hund gar nicht. Aber das ist ein reiner Zufall, dass der Hund in dem Artikel genauso heißt wie Sie. Oder wie Ihr Hund. Bitte, ja – Ouuu ... Also, Augenblick, geduldet euch noch drei Sekunden. Ich mach bloß eben hier ... das Ding.“

Drei Sekunden sind um.

„Unterhaltet euch doch, sprecht ruhig miteinander, lacht – mich stört so was überhaupt nicht ... Ich erwürge den Erfinder des Telefons eigenhändig. Hier Lokalredaktion! Lokalredaktion! Lokal ...!!! Wie Gaststätte, jawohl ... Also nun mal ganz ruhig überlegen, meine Dame, was wollen Sie: Lokal oder Redaktion? Nein, wir sind nicht beides, wir werden bloß zusammengeschrieben. Ich bin vollkommen nüchtern, meine Dame ... Ich verbitte mir das! ... Haben Sie schon mal `ne Kneipe gesehen, die eine Zeitung rausgibt? Na also! – Angehängt! Liebe Freunde, seid mir nicht böse, ich freu` mich so, dass ihr gekommen seid! Ich mache ein Ende ... ich meine hier ... bloß lächerlich 25 Zeilen noch ...“

Da ging die Tür auf, die Sekretärin kam herein. „Da ruft eine Dame wegen Steine an ...“ „... die vor ihrer Tür liegen“, sagte mein Redakteur. „Woher weißt du denn das?“ fragte die Sekretärin. „Ein guter Redakteur muss alles wissen“, antwortete der gute Redakteur. „Sag ihr, dass ihr Hund mit dem Artikel nicht gemeint war. Und erklär ihr das mit der Lokalredaktion. Und wegen ihrer Steine ... Übrigens, mir fällt ein Hund vom Herzen, dass du gekommen bist, setz dich, unterhalte dich solange mit diesen Herrschaften hier. Kinder, dass ich euch endlich mal beisammen habe! Bloß noch 25 Enden und ich bin Zeile, Telefon wollte ich sagen. Ja? Lokales? Oach! Tatsächlich! Hätte ich bald vergessen, weißt du, ich habe Besuch hier, gut dass du anrufst. Komme sofort! Sofort!“

Er erhob sich.

„Kinder“, sagte der Redakteur, „ihr müsst mich für heute entschuldigen. Aber war doch gut, dass ihr gekommen seid. Viel konnten wir uns ja nicht unterhalten, aber ihr habt nun wieder `n paar Hinweise. Im Ganzen eine recht fruchtbare Aussprache, denke ich. Also bis bald! War doch fein, dass ihr ... Muss jetzt bloß zum Manuskript! Ach nein, zum Ding ... wie heißt ... zur Sitzung! Ja, so ist das. Also entschuldigt, ich suß zur Mitzung! Tschö! Kommt ruhig mal wieder rein. Soviel Zeit hab ich immer ...“

Die Tür ging auf und er hinaus.

Beantworten Sie fragen zum Text

1. Was ist der Ort der Handlung? Wer steht im Mittelpunkt der Geschichte?
2. Wie reagierte der Redakteur auf den ersten Telefonanruf? Warum fehlen ihm die Worte? Warum verfluchte er das Telefon?
3. Warum musste der Redakteur dem Besucher die Hand unter dem Tisch hindurchreichen?
4. In welchem Zustand versetzte den Redakteur der zweite Telefonanruf? Welches Wort entschlüpfte ihm dabei? Wie kam es? Wie wirkte dieses Wort?
5. Womit verwechselte eine Dame die Lokalredaktion? Welcher Wortwitz liegt dem Wortgefecht des Redakteurs mit der Dame zugrunde?
6. In welcher Gemütsverfassung befand sich der Redakteur, als seine Sekretärin kam? Was besagt der Satz: „Ein guter Redakteur muss alles wissen?“ Warum bemerkte der Redakteur nicht einmal, dass er das bekannte Idiom entstellte?
7. Wie behandelte er die Besucher? Welcher Art waren seine Aufforderungen? Warum kamen die Besucher nicht zu Wort? Wie wirkt in diesem Zusammenhang die Behauptung des Redakteurs, dass eine recht fruchtbare Aussprache zustande gekommen sei?
8. Welche Arbeit hatte der Redakteur zu erledigen? Warum konnte er so lange nicht dazu kommen, das Manuskript zu redigieren? Warum musste er das schließlich überhaupt aufgeben? Wohin wurde er bestellt?
9. Wie widerspiegelt die Schlusszene den gehetzten Zustand des Redakteurs? Mit welchen Worten schließt die Skizze, welche Funktion übt die unlogische Verbindung aus?

TEXT VI

Ein außergewöhnlicher Film

(Aus der Sammlung „Ein gewisser Reginald Hinz“ von H.G. Knobloch)

Neulich, als ich wieder einmal ganz enttäuscht aus dem Kino gekommen, weil sie im Film immer alles ganz genau so zeigen, wie es im Leben ist, mache ich mich gleich am anderen Morgen auf die Socken und gehe in das große Haus, wo die Filmleute sitzen und ihre Ideen ausbrüten.

Ich gehe deshalb in dieses Haus, weil mir die Idee zu einem höchst originellen und ganz außergewöhnlichen Film gekommen ist. Wenn es nach mir geht, dann wird dieser Film sofort gedreht, und die Leute werden ihre Fernsehempfänger verhängen und ins Kino an der Ecke laufen, weil es ein Film sein wird, den ganz New York noch nie gesehen hat. Bis dahin dauert es aber wohl noch eine Weile, und vor allem müssen die, die ihn drehen sollen, erst einmal meine Idee kennen lernen.

Ich begeben mich also hinein und lande auch bald in einem großen Raum, wo eine Menge Leute hinter Schreibtischen sitzen und in die Luft starren. Sie denken offenbar über neue Filme nach. Wenn die alten Filme auch von ihnen waren, dann erklärt das schon vieles.

Ich gehe also zum ersten Tisch und frage. Der Bursche dort sagt, dass ich an allen Schreibtischen entlanggehen und dort stehenbleiben soll, wo mein Film hingehört. Ich gehe also los und lasse mir von allen sagen, was sie brauchen. „Rauschgift?“ fragt der erste. „Schwarzhandel?“ der zweite. „Straßenraub?“ der dritte. „Erpressung?“ der vierte. „Fälschungen?“ der fünfte. „Kindnapping?“ der sechste. „Bandendiebstahl?“ der siebente. Und so geht es weiter die ganze Kriminalstatistik durch, was zwar ganz interessant ist, aber nichts mit meinem Film zu tun hat. Schließlich bin ich am letzten Tisch angelangt, und der letzte, dem ich nicht mit „Meuterei im Zuchthaus“ dienen kann, schickt mich böse grunzend nach Zimmer 4432.

Dort sitzt wieder einer, der mich durchdringend ansieht. „Haben Sie eine Idee?“ „Ja. In Kentucky lebt ein junger Mann namens Bob...“ „... der seinen Vater erschießt“, unterbricht er mich. „Nein“, sage ich „warum soll er? Die beiden verstehen sich großartig.“ Er lässt sich nicht beirren. „Dann ermorden sie gemeinsam die Mutter.“ „Niemand wird ermordet“, sage ich, „nicht mal die schwerhörige Großtante.“ „Gehen Sie dann nach Zimmer 4480“, sagt er und drängt mich hinaus.

Dem Mann, der im Zimmer 4480 sitzt, erzähle ich vorsichtshalber gleich, dass der junge Mann namens Bob aus Kentucky seinen Vater nicht erschießen will. „Aha.“ Und dann fügt er nachdenklich hinzu: „Er möchte aber. Er denkt daran. Tag und Nacht, immerzu verfolgt es ihn. Er muss töten. Er muss! Verstehen Sie? Das ist psychologisch.“ „Nein“, sagte ich, „wozu soll er denn seinen Vater töten? Er denkt auch nicht daran. Er denkt an das Mädchen Belle, die er liebt und die er ...“

Ich rette mich in den Paternoster und fahre ins elfte Stockwerk in die Kantine, wo ich den Mann aus der Theke frage, wo man denn um Himmels willen

hier eine ungewöhnliche Filmidee loswerden kann. „Sprechen Sie mit Mike dort drüben“, sagt der Mann an der Theke, und ich gehe zu Mike. Der schickt mich in den dritten Stock zu Butterfield, der ein außerordentlicher Experte sein soll. Der ist nicht da, und die Sekretärin sagt, ich soll zu Leveldoom gehen, der im Erdgeschoss Zimmer 1134 sitze und Butterfields Vertreter ist. Ich gehe also zu Leveldoom, einem ganz verhutzelten Männlein mit Blumenkohlhohren. „Ich habe eine Idee“, sage ich, „ein junger Mann aus Kentucky liebt ein junges Mädchen. Sie ist die Tochter des Nachbarn. Sie lieben sich, niemand wird ermordet. Sie durchleben gemeinsam die Zeit einer glücklichen Liebe. Völlig unbeschwert, ohne Rauschgift, ohne Unglück, ohne Komplikationen. Nur Glück, verstehen Sie?“ „Oho“, sagt Leveldoom, „nein, was ist das für eine wundervolle Idee! Damit müssen Sie unbedingt zu – passen Sie auf, kommen Sie mal mit.“ Er steht auf und geht mit mir auf den Flur. „Sehen Sie die Tür dort neben der Säule. Ja, diese dort. Dort gehen Sie hinein“. „Ist das nun endlich die richtige?“ frage ich zweifelnd. Leveldoom nickt.

Ich gehe zur Tür und klopfe an. Kein Laut. Ich glaube, ein Geräusch zu hören. Ich drücke die Klinke herunter und stehe auf der Straße. Und bekomme die Hollywut.

Beantworten Sie fragen zum Text

1. Wo spielt die Handlung in der vorliegenden Geschichte?
2. Warum kommt eines Tages der Held der Geschichte ganz enttäuscht aus dem Kino?
3. Was bewegt den jungen Mann, als er gleich am anderen Morgen in das große Haus geht, „wo die Filmleute sitzen“?
4. Was berechtigt den angehenden Drehbuchautor zu glauben, dass sein Film sofort gedreht wird? Welches Sujet hat das Drehbuch, das der junge Autor den Filmleuten vorlegen will?
5. Wie wird am Anfang der Geschichte auf die Krise in der Filmkunst angespielt?
6. Welchen Eindruck gewinnt der junge Mann von den Filmleuten im großen Haus? Wie schaffen sie ihre Filme? Wie ist das aus der Wortwahl ersichtlich?
7. Welche Themen werden von den Filmleuten im großen Haus behandelt? Was besagt der Satz: „Und so geht es weiter die ganze Kriminalstatistik durch“?

8. Wovon zeugt die „enge Spezialisierung“ der Filmleute? Wie wirken ihre knappen Fragen? Welche Parallele drängt sich dabei dem Leser auf?
9. Warum wird der junge Autor von den „Spezialisten“ für Mord, Rauschgift, Erpressung usw. abgewiesen? Warum lässt man ihn nicht zu Worte kommen? Wie wollen sie ihm ihre Thematik aufzwingen?
10. Warum muss der junge Mann so lange eine Tür suchen, wo sein Film hingehört? Welche Tür ist „die richtige“? Wo landet der angehende Drehbuchautor mit seiner „außergewöhnlichen“ Filmidee?
11. Was meint der junge Mann mit der „Hollywut“? Worauf beruht das Wortspiel?

TEXT VII

Hans Gastl in der Familie und bei Freunden

(Auszüge aus dem Roman „Abschied“ von J.R. Becher)

Er mochte an den Feiertagen gelegen haben, dass sich nirgendwo etwas Besonderes zeigt. Die Läden waren alle geschlossen, die Menschen besuchten die Kirche oder wagten in der glasklaren Kälte einen kurzen Spaziergang. Nach dem Mittagessen, bei dem sich wieder nichts ereignet hatte, rüsteten wir uns umständlich, den Kleinhesseloher See zu besuchen, auf dem heute ein Eislauffest stattfand. „Das neue Jahr fängt ja wieder gut an!“ meinte die Mutter, als ich mich schnäuzen sollte und kein Taschentuch bei mir hatte. „Er will sich halt nicht bessern und kann nicht anders werden. Alles bleibt bei alten!“ stimmte der Vater der Mutter bei ...

Da hatten wir eine Begegnung. Der Herr, den der Vater schon von weitem begrüßte, trug einen Zylinderhut und schien, würdig und steif wie er daherschritt, seine Gemahlin, eine kleine Rundliche, wie an einer Leine neben sich herzuführen. Die Begrüßung war so herzlich, dass sich die beiden Paare beinahe im Kreise um sich drehten. Es war auf beiden Seiten viel von dem neuen Jahr die Rede, neues Jahr hin, neues Jahr her, wobei wir, in der Mitte des Weges stehend, für die anderen Spaziergänger, die ständig uns anstießen, ein Hindernis bildeten. Ich musste die Hand geben und ein gutes neues Jahr wünschen. „Ach“, seufzte die Mutter, „wie er wieder die Hand gibt. Nie wird er lernen, richtig die Hand zu geben.“ Dabei fiel ihr ein, dass ich heute ja auch noch zu Herrn Oberpostrat

Neubert hinaufgehen musste, um ihm einen Neujahrsgruß zu überbringen. Ich horchte scharf, um herauszubekommen, wer der Herr eigentlich war, der immer „hähä“ lachte und sich den Schnurrbart strich, als wollte er sich nach jedem Lachen wie mit einer Serviette den Mund abwischen. Die Paare konnten sich nicht voneinander trennen. Schon einige Male hatte man Abschied genommen und sich die Hände geschüttelt, dann war noch eine Neuigkeit zu berichten, und man stand wieder beisammen. So verursachten wir einen Auflauf, denn die Spaziergänger kamen dichter und konnten sich an uns nur mit Mühe vorbeidrücken. Ich schämte mich, weil einige sich nach uns umdrehten und Bemerkungen machten. Ich ging ein wenig voraus und zupfte an meinen Knöpfen herum. Endlich hatten sich die Paare voneinander losgemacht. Die Mutter zog mich am Arm: „Du scheinst auch im neuen Jahr nicht zu wissen, was sich gehört! Wann wirst du endlich ein Kompliment lernen? Benimm dich!“ Ich hängte mich beim Vater ein und fragte: „Wer ist eigentlich der Herr, und was habt ihr euch da von einem Prozess erzählt?“ Aber die Mutter fuhr dazwischen: „Wie kann ein Mensch nur so neugierig sein – geht auch im neuen Jahr schon wieder die ewige Fragerie los?“ Aus den Reden der Eltern entnahm ich, dass der fremde Herr ein Korpsbruder des Vaters und ein Oberamtsrichter war, namens Dr. Mauermeier, den man zum neuen Jahr aus Bamberg nach München versetzt hatte.

Ich sah wohl ein, dass es das Schwerste für mich sein würde, meine Neugierde zu lassen, wenn ich mich bessern wollte und anders werden. Eher schon konnte ich auf das Lügen verzichten und die schlechten Noten abstellen. So hatte ich schon heute früh, bevor die Eltern aufgestanden waren, alle Neujahrskarten betrachtet und die Papierschnitzel aus dem Papierkorb aufgelesen und sie zusammengesetzt, wenn ich sie auch nicht entziffern konnte. Kein Schrank, kein Kästchen ließen mich in Ruhe, bevor ich sie nicht bis in alle Winkel hinein durchforscht hatte. Das waren meine Heimlichkeiten, vor denen ich so Angst hatte, dass sie am Tag des Jüngsten Gerichts offenbar würden. Wenn dabei herauskäme, dass ich genau wusste, wo der Vater die Schreibtischschlüssel versteckt hielt. Nein, das neue Jahrhundert würde mir keinen Spaß machen, müsste ich von meiner Neugierde Abschied nehmen und meine Geheimnisse aufgeben, die mochten sie auch gefährlich werden, mir wie ein Besitztum erschienen, worin ich unumschränkt herrschte, das ganz mein eigen war ...

... Der Vater meinte, Hartingers wären kein Umgang für mich. Solche Leute, wie diese Hartingers, trügen die Schuld, wenn auf den Kaiser binnen Jahresfrist schon das zweite Attentat verübt worden sei. Den König von Italien

hätten sie auf dem Gewissen, auch der Präsident von Amerika ist ermordet worden. Überall Mord und Totschlag. Aber ich war gern bei Hartingers. Es roch wieder nach Bratkartoffeln und den alten Kleidern, die zum Ausbessern herumlagen. Hartingers Mutter sah ich nie anders als mit einem Umschlag um den Hals, oft blieb sie stehen und bückte sich vor Husten. Das Fenster durfte nicht geöffnet werden. Aber es gab keinen Rohrstock, nichts im Zimmer sah nach Ohrfeigen aus. Nirgends Angst, die lähmte. Kein Gang, in dem ein Spiegel stand. Keine Bilder an den Wänden, die nachts über einen herfielen. Kein Teppich, der den Schritt des Vaters unhörbar machte. Das Klavier fehlte, zu dem man „Deutschland, Deutschland über alles“ singen musste.

„Waren sie schon einmal am Kochelsee?“ fragte ich in dieses Zimmer hinein den alten Hartinger. Die drei Hartingers staunten mich, der ich schon einmal am Kochelsee gewesen war, bitter an. „Dazu langt's bei uns nicht“, versetzte Hartingers Mutter, mich mürrisch abweisend, „bei uns tut's auch der Englische Garten oder, wenn's hoch kommt, Pullach ... Unsereins ...“ Ist ja auch gar nichts Besonderes, der Kochelsee, Pullach ist mindestens ebenso schön, wenn nicht schöner“, versuchte ich Franzl zu trösten, der sich an den Arm seines Vaters hing. „Gelt, nächstes Jahr fahren wir auch an den Kochelsee“. Der alte Hartinger fragte, was heute in der Schule gewesen sei. Ich antwortete: „Wir haben die Schule geschwänzt.“ „Und wo habt ihr euch herumgetrieben?“ „Wir waren in ‚Panorama‘ und in der ‚Schlacht bei Sedan‘, und dann haben wir Krieg gespielt.“ „Schämt ihr euch nicht?“

Dann fragte der alte Hartinger: „Und woher das Geld dazu?“

Erleichtert sagte ich: „Ich habe vorigen Sonntag meiner Großmutter zehn Mark gestohlen!“ Der alte Hartinger sagte nur: „Früchter!“ Ich klingelte mit dem Münzenhaufen. „Und schämen tust du dich gar nicht? Na, es wird ja einmal auch anders werden. Schwer hat es ja schon so einer wie du, ein anständiger Mensch zu werden ...“

Vor dem „Anderswerden“ schrak ich zusammen, doch erwiderte ich trotzig. „Mein Vater ist schließlich höherer Staatsbeamter und pensionsberechtigt. Da mach ich mir keine Sorge ... Unsereins ...“ „Soso ... na, na ...“ spöttelte daraufhin der alte Hartinger, mich ungläubig anzwinkernd. Ich hätte dem alten Hartinger am liebsten die Münzen dagelassen, aber ich hatte schon gesagt: „unsereins“, es war nichts mehr zu machen. Ich musste rasch weggehen.

Beantworten Sie Fragen zum Text

1. In welchem Milieu spielt die Handlung des Romans? Wie ist das soziale und professionelle Kolorit gezeichnet?
2. Was ist der Ort der Handlung? Wie ist das lokale Kolorit wiedergegeben?
3. In welche Zeit fällt die Handlung? Durch welche Realienwörter ist das zeitliche Kolorit gezeichnet?
4. Von welchen Feiertagen ist am Anfang des Textes die Rede? Wie hat sich Hans den Anbruch des neuen Jahrhunderts vorgestellt? Worauf war er gespannt? Warum war er enttäuscht?
5. Wie machte sich die Familie Gastl zum Ausgehen fertig? Worauf lässt das Verb „sich rüsten“ schließen? Wie wird in diesem Zusammenhang die Familie Gastl charakterisiert?
6. Wie weisen die Eltern ihren Sohn vor dem Ausgehen zurecht? Was werfen sie ihm vor? Worauf wird bei der Erziehung des Sohnes der Hauptwert gelegt?
7. Wie wirkt das Ehepaar, das den Gastls begegnet? Zu welchen Prädikatsattributen und Vergleichen greift der Autor, um die Bekannten der Familie Gastl zu charakterisieren?
8. Was fällt dem Jungen bei der Unterhaltung der Erwachsenen auf? Warum schämt er sich für die Eltern?
9. Wie weist die Mutter den kleinen Hans auf der Straße zurecht? Auf wen treffen eigentlich die Redensarten zu: „Du scheinst ... nicht zu wissen, was sich gehört! ... Benimm dich!“? Wie wirken in diesem Zusammenhang die Bemerkungen der Mutter?
10. Für welche Eigenschaft wird der Junge gerügt? Was sieht er selbst ein? Warum fällt es ihm schwer, auf seine Neugier zu verzichten? Was vermisst der Junge in der Familie? Was besagen in diesem Zusammenhang die Worte „die ewige Fragerei“ und der Satz „... Besitztum ... worin ich unumschränkt herrsche ...“?
11. Warum meint Gastl senior, dass Hartingers kein Umgang für Hans wären? Zu welcher sozialen Schicht gehört die Familie Hartinger? Wie beurteilt der Vater von Hans diese Familie? Welche Wortwahl verrät seine Abneigung gegen Hartingers?
12. Was ist Hartinger senior von Beruf? In welchen Verhältnissen lebt die Familie Hartinger?
13. Warum besucht der kleine Hans so gern die Wohnung von Hartingers? Wie beschreibt der Autor die Atmosphäre, die in den beiden Familien

- herrscht? Welche Bedeutung kommt hier solchen Ausdrucksmitteln wie Aufzählung, Anapher, Ellipse zu?
14. Wie fällt Hans mit der Umgangsformel, die in seinem Kreis üblich war, bei Hartingers herein? Wie will er seine Taktlosigkeit gutmachen? Wie charakterisiert das den Jungen?
 15. Wie reagieren Hartingers auf die Fragen von Hans?
 16. Warum ist Hans so aufrichtig dem alten Hartinger gegenüber? Warum verzichtet er bei Hartingers auf Lügen? Was besagt das Wort „erleichtert“ im Satz, der das Geständnis von Hans einleitet?
 17. Wie nimmt Hartinger das Geständnis von Hans auf und was meint er mit den Worten „Schwer hat es ja schon so einer wie du, ein anständiger Mensch zu werden ...“?
 18. Wie legt Hans die Anspielung des alten Hartinger aus? Wessen Worte plappert er dem alten Hartinger zum Trotz nach? Was wird dem Jungen zu Hause eingetrichtert?
 19. Warum glaubt Hans, dass nichts mehr zu machen ist, nachdem ihm das Wort „Unsereins ...“ entschlüpft ist?
 20. Warum ist das Verhalten von Hans widerspruchsvoll? Was zeugt von seinen zwiespältigen Gefühlen?

TEXT VIII

Die Sorgen der Familie Pinneberg

(Auszüge aus dem Roman „Kleiner Mann – was nun?“ von H. Fallada)

Zuerst am Morgen hat Lämmchen eingekauft, nur schnell die Betten zum Lüften ins Fenster gelegt, und ist einkaufen gegangen. Warum hat er ihr nicht gesagt, was es zum Mittagessen geben soll? Die Möglichkeiten verringern sich beim Nachdenken, schließlich bleibt Lämmchens planender Geist an einer Erbsensuppe hängen. Das ist einfach und billig, das kann man zwei Mittage hintereinander essen. Was brauch sie? Wasser ist da. Ein Topf ist da. Erbsen, wie viel? Ein halbes Pfund reicht sicher für zwei Personen. Erbsen geben viel aus. Salz? Suppengrün? Bisschen Fett? Na, vielleicht für alle Fälle. Wie viel Fleisch? Was für Fleisch erst mal? Rind, natürlich Rind. Ein halbes Pfund muss genug sein.

Erbsen sind sehr nahrhaft, und das viele Fleischessen ist ungesund. Und dann natürlich Kartoffeln.

Sie setzt ihre Erbsen auf, ob man das Salz gleich reintut? Besser sie wartet bis zum Schluss, dann trifft man es richtiger.

Und nun das Reinemachen. Es ist hart, es ist noch viel härter als Lämmchen je gedacht hat, oh, diese ollen Papierrosen, diese Girlanden, halb verblasst und halb giftgrün, diese verschossenen Polstermöbel, diese Winkel, diese Ecken, diese Knäufe, diese Balustraden! Bis halb zwölf muss sie fertig sein.

„Mittagessen!“ ruft er schon draußen auf dem Flur. „Einen Augenblick, Jungchen, gleich“, sagt sie und läuft zur Küche. „Darf ich den Topf auf den Tisch bringen? Aber ich nehme auch gern die Terrine!“ „Was gibt es denn?“ „Erbsensuppe“. „Fein, na, bring schon den Topf. Ich decke unterdessen.“ Lämmchen füllt auf. Sie sieht etwas ängstlich aus. „Scheint etwas dünn?“ fragt sie besorgt. „Wird schon so richtig sein“, sagt er und schneidet das Fleisch auf dem Teller.

Lämmchen probiert. „O Gott, wie dünn!“ sagt sie unwillkürlich. „O Gott, das Salz!“ Auch er lässt den Löffel sinken, über den Tellern, über dem dicken braunen Emailtopf begegnen sich beide Blicke. „Es muss an den Erbsen liegen! Die Erbsen geben rein gar nichts aus!“ „Ich glaube, Lämmchen“, sagt er geheimnisvoll, „es liegt an dem Wasser. Das Wasser ist zu dünn.“ – „Meinst du“, fragt sie betrübt. „Hab ich zu viel genommen? Fünf Liter. Es sollte aber für zwei Tage reichen.“ „Fünf Liter – ich glaube es ist zu viel für zwei Tage.“ Er probiert noch mal. „Nee, entschuldige, Lämmchen, es ist wirklich nur heißes Wasser.“ „Ach, mein armer Junge, hast du schrecklichen Hunger? Was mache ich nun? Soll ich ganz schnell ein paar Eier raufholen und uns Bratkartoffeln und Spiegeleier machen? Spiegeleier und Bratkartoffeln kann ich bestimmt.“ „Also los!“ sagt er. „Ich lauf selbst nach den Eiern.“ Und ist fort.

Als er dann zu ihr in die Küche kommt, laufen ihre Augen nicht von der Zwiebel, die sie für die Bratkartoffeln geschnitten hat. „Aber Lämmchen“, sagt er, „es ist doch keine Tragödie!“

Sie ziehen mit ihren Bratkartoffeln plus je zwei Spiegeleiern ins Zimmer. „Schmeckt es? Schmeckt es ganz richtig, wie du es gewohnt bist? Ist es auch nicht zu spät für dich? Kannst du dich nicht noch einen Augenblick hinlegen? Du siehst so müde aus, Jungchen.“ „Nee. Nicht, weil es zu spät ist, nein, ich kann heute doch nicht schlafen. Dieser Kleinholz ...“

Er hat sich lange überlegt, ob er es ihr überhaupt erzählen soll. Aber jedenfalls haben sie in der Sonnabendnacht verabredet, es soll keine Geheimnisse

mehr geben. Und darum erzählt er ihr. Und dann tut es so gut, wenn man sich aussprechen kann! „Und was mach ich nun?“ fragt er. „Wenn ich ihm nichts sage, kündigt er mir doch bestimmt am Ersten. Wenn ich ihm einfach die Wahrheit sagte? Wenn ich ihm sagte, dass ich verheiratet bin, dass er mich nicht auf die Straße setzen soll?“ Aber darin ist Lämmchen ganz die Tochter ihres Vaters: von einem Arbeitgeber hat ein Angestellter nichts zu erwarten. „Das ist ja dem so piepe“, sagt sie empört. „Früher, ja vielleicht, da gab`s noch ab und an ein paar anständige ... Aber heute ... wo so viele arbeitslos sind und durchkommen müssen, kann`s auf meine Leute auch nicht ankommen, denken die!“ „Aber was soll ich denn tun? Ich muss ihm doch was sagen.“ „Ich“, sagte Lämmchen nachdenklich, „ich spräch mal mit meinen Kollegen. Vielleicht hat er ihnen so gedroht wie dir. Und wenn ihr dann alle zusammen hält, allen dreien wird er ja nicht kündigen.“

Lämmchen glaubt an die Solidarität aller Arbeitenden. „Deine Kollegen werden dich doch nicht reinreißen! Nein, Jungchen, es wird schon werden. Ich glaub immer, es kann uns gar nicht schlecht gehen. Warum denn eigentlich? Fleißig sind wir, sparsam sind wir, schlechte Menschen sind wir auch nicht, den Murkel wollen wir auch und gerne wollen wir ihn – warum soll es uns da eigentlich schlecht gehen? Das hat doch gar keinen Sinn!“

Beantworten Sie Fragen zum Text

1. In welche Zeit fällt die Handlung? Aus welchen Realienwörtern kann man schließen, dass sich die Handlung Anfang der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts abspielt?
2. Wer sind die handelnden Personen? Welchem Milieu gehören sie an? Wie ist das soziale und professionelle Kolorit gezeichnet?
3. Wo beginnt die Handlung? Welche Textstelle lässt darauf schließen, dass sich die Handlung in einer deutschen Kleinstadt abspielt?
4. Welche Sorgen hatte Lämmchen am Morgen? Wovon ließ sie sich bei der Wahl der Einkäufe für das Mittagessen leiten? Wie charakterisiert das die materiellen Verhältnisse in der Familie?
5. Wie schildert der Autor Lämmchen als Hausfrau? Warum ist sie ratlos? Wie kommt es, dass sie nicht kochen kann? Zu welcher Schicht des Wortschatzes gehört die Lexik, mit der Lämmchens Gedanken in Form der erlebten Rede wiedergegeben werden?

6. Wie reagieren die Eheleute auf die Geschichte mit der Erbsensuppe? Wie sprechen sie miteinander? Welche umgangssprachlichen Redewendungen verleihen dem Gespräch ungezwungenes Gepräge? Wie wird Pinneberg als Ehemann geschildert? Wie charakterisiert diese Szene die beiden Eheleute und ihr Verhalten zueinander?
7. Was bedrückt Pinneberg? Wovon erzählt er seiner Frau? Wie reagiert Lämmchen auf die Mitteilung ihres Mannes? Wie urteilt sie über die Arbeitgeber? Was besagt der Satz „Aber darin ist Lämmchen ganz die Tochter ihres Vaters“? Welchen Rat erteilt Lämmchen ihrem Mann? Woran glaubt sie unerschütterlich? Wie charakterisiert das ihre Gesinnung?
8. Warum ist Lämmchen so zuversichtlich? Wie bekräftigt sie ihre Meinung, dass sie durchkommen werden? Durch welche stilistischen Mittel werden Lämmchens Argumente hervorgehoben? Welche Charakteristik der „kleinen Leute“ ist in Lämmchens Worten enthalten?

Материалы

для организации самостоятельной работы студентов

Absonderung, die – Nachstellung, Nachtrag eines Aussageteils; graphische oder intonatorische Trennung eines Satzteils, der Hervorhebung dienend (z.B. *Er kämpfte, ohne Furcht.*).

Anapher, die – eine Art der Wiederholung. Wiederkehr desselben Wortes oder derselben Wortgruppe am Anfang mehrerer aufeinander folgender Satzteile, Sätze oder Absätze (z.B. *Tag um Tag das gleiche Schlendern ins Kolleg, die Mappe unter dem Arm, Tag um Tag die spöttischen Witze ...*).

Anfangsstellung, die – Wortfolgeänderung, bei der das Prädikat an erster, das Subjekt an zweiter Stelle gebraucht wird. Eine solche Anfangsstellung kann man im Stil des Alltags bei lebhafter Rede treffen, in der schöngestigen Literatur – als Widerspiegelung des Alltagsgesprächs. Der zweite Teil des zusammengesetzten Prädikats wird oft in stilistische Anfangsstellung gesetzt, wenn er das Neue enthält (z.B. *Kämpfer war er.*).

Anspielung, die (oder Allusion, die) – Methode, sich zur intellektuellen und emotionalen Unterstützung einer Aussage andeutungsweise nur halb ausgesprochen auf etwas Bekanntes zu beziehen, das eine Analogie, einen Aufschluss enthält. Besonders häufig sind Anspielungen auf Personen, Ereignisse, Aussprüche, literarische Zeugnisse, Sprichwörter, Redewendungen (z.B. *Uhren aller Länder, vereinigt euch! Kisch*).

Antithese, die – Gegenüberstellung entgegengesetzter, auf eine gemeinsame Grundvorstellung bezogener Begriffe. Antithesen können wörtlich und inhaltlich sein (z.B. „*Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.*“ Goethe).

Aufzählung, die – Aneinanderreihung einzelner Wörter, Wörtergruppen oder ganzer Sätze. Die Aufzählung ist eines der ältesten und in den meisten Stilarten sehr beliebtesten Stilmittel.

Doppelsinn, der – unter dem Doppelsinn versteht man die Nutzung der Mehrdeutigkeit eines Ausdrucks (oder der Homonymie) für eine Aussage (z.B. *Was macht N.? – Was er macht? Er macht einen schlechten Eindruck. / Was hat*

Augen und sieht nicht? – Suppe, Käse). Der Doppelsinn wird gerne bei der Epigrammdichtung verwendet, in der Presse und insbesondere in der Volksdichtung.

Ellipse, die – Auslassungssatz, das Fehlen von Satzgliedern, die zum Verständnis entbehrlich sind. Die Ellipsen finden genormte Verwendung in allen Stilarten. Obwohl die Kurzsätze in der schöngeistigen Literatur häufig vertreten sind, werden die dort zu besonderen stilistischen Zwecken gebraucht: zum Ausdruck innerer Spannung, die den Sprechenden hindert, seine Gedanken zu ordnen, zur Beschleunigung des Darstellungstempos oder zur Dynamisierung der Darstellung.

Epipher, die – eine Abart unterbrochener Wiederholung. Darunter versteht man die Wiederholung des letzten Wortes oder der letzten Wortgruppe am Ende mehrerer aneinandergereihten Sätze. Im Gegensatz zur Anapher wird sie in der Alltagsrede seltener gebraucht als in den schriftsprachlichen Stilen. (z.B. „*Ansahen sich die Männer von Mahagonny – Ja, sagten die Männer von Mahagonny*“ – Brecht).

Epitheton, das (Pl. Epitheta) – Adjektiv (attributives, partizipiales, präpositionales) als bildliches Stilmittel, das zur Hervorhebung einer bestimmten, kennzeichnenden Eigenschaft des Substantivs dient (z.B. *die leeren, weißen, unbeteiligten Gesichter; die klugen braunen Augen; der kleine Mann mit dem feinen Gesicht*). Unter den **stehenden (typischen) Epitheta** versteht man solche, die mit den Substantiven, denen sie zugefügt werden, eine formalhafte Verbindung, eine Art Klischee bilden (z.B. *grüner Wald, tiefes Tal, alte Hexe*).

Erlebte Rede, die – eine besondere Art der Wiedergabe der Gedanken oder der Rede der handelnden Person, bei der sich der Autor mit dieser Person identifiziert. Die erlebte Rede dient zum Ausdruck innerer Konflikte, Gefühle, des seelischen Zustandes der handelnden Personen. Ihr Wesen besteht darin, dass der Autor von seinen Mitteilungen über den Helden, dessen Rede oder Gedanken er anführt, unmittelbar zu den Gedanken dieses Helden selbst übergeht (z.B. *Endlich erhält Harry Heine Mitteilung, dass er die Prüfung bestanden habe, und ist ein wenig versöhnt mit Bonn, als er erfährt, dass man bei seinem Aufsatz bemerkte, er sei zwar vom Thema abgewichen, zeige aber eine erhebliche Begabung zur Satire. So ist ihm der Dolchstoß gelungen.*)

Falschkoppelung, die – darunter versteht man eine ursprüngliche Scherzbildung, wo einige Satzglieder zu den anderen gestellt werden, zu denen sie logisch gar nicht gehören (z.B. Adjektive werden mit den Substantiven verbunden, zu denen sie nicht passen: *ein möblierter Herr ,ein Herr, der ein möbliertes Zimmer bewohnt*).

Hyperbel, die – Übertreibung. Als Ausdrucksmittel der Bildhaftigkeit und Emotionalität wird die Hyperbel in der Volksdichtung sehr gern gebraucht (z.B. *marmorweiße Stirn*). Besonders großer Beliebtheit erfreuen sich Hyperbeln in der volkstümlichen Umgangssprache (vgl. die sogenannten „Volkssuperlative“ – mutterseeelenallein, mucksmäuschenstill).

Idiom, das – eine auf Grund bildhafter Vorstellungen von der Wirklichkeit entstandene und in ihrem Gebrauch erstarrte Wortverbindung. In der Regel sind diese stehenden Wortverbindungen sehr expressiv und bildhaft (z.B. *Sand in die Augen streuen, die Nase in etwas stecken, ein Stein fällt jemandem vom Herzen usw.*).

Ironie, die – die Umschreibung durch das Gegenteil. Die Ironie ist eine der Erscheinungsformen der Periphrasen.

Klimax, die – eine besondere Abart der Aufzählung. Die Klimax kann sowohl eine steigende als auch fallende Aufzählung darstellen (z.B. *Es kommt Bewegung ins Volk. Sie gehen schneller, sie laufen davon, sie fliehen Und jetzt laufen sie nicht mehr auf der Treppe, jetzt stürzen sie, was ihre Beine und Lungen hergeben.* – Die Steigerung liegt hier in den verbalen Begriffen. / *die grausame, triumphierende, hämmernde, scheußliche Musik ...* – Die Steigerung des Ausdrucks wird in diesem Satz durch die Aufzählung der Adjektive erreicht.).

Knotenpunkt, der – ein Moment im Erzählprozess, aus dem sich ein Konflikt entspinnt.

Kolorit, das – die für konkrete Ereignisse, Sachverhalte und Situationen charakteristische Atmosphäre, die dank der sprachlichen Eigenart ihrer Wiedergabe fühlbar wird. Die Arten des Kolorits sind das soziale, lokale, zeitliche usw.

Kulmination, die – der Höhepunkt der Spannung bei der Entwicklung der Handlung in einem Werk der schöngeistigen Literatur.

Litotes, die – ist eine Umschreibung durch Verneigung (eine Periphrase auf Grund der Verneigung). Das ist die Aussage, die durch einen verneinten verkleinernden Ausdruck die Bedeutung einer Sache erhöhen will. Es liegt an der Intonation, wie die Litotes – verstärkend oder abschwächend – wirkt (z.B. *Das ist nicht übel!* = *Das ist sehr gut!*).

Metapher, die – Übertragung der Namensbezeichnung von einem Gegenstand auf einen anderen, von einer Erscheinung auf eine andere auf Grund der äußeren Ähnlichkeit oder der Ähnlichkeit der Verwendung der betreffenden Dinge (z.B. *Fuß eines Berges, seidene Stimme, das Gold ihrer Haare*).

Metonymie, die – Übertragung der Namensbezeichnung von einem Gegenstand auf einen anderen, von einer Erscheinung auf eine andere auf Grund der logischen Beziehungen (z.B. *graue Haare* = *hohes Alter*; *das ganze Land* = *alle Einwohner des Landes*).

Oxymoron, das – die witzige, scheinbar widersinnige Verbindung zweier sich widersprechender Begriffe. Sprachlich kann das Oxymoron durch ein attributives Verhältnis (z.B. *hässliche Schönheit*) oder durch eine kopulative Zusammensetzung (z.B. *vollschlank, Freundfeind, Hassliebe*) ausgedrückt werden. Solche Oxymora wie „weißer Rabe“, „weiße Kohle“, „schwarzes Gold“ haben ihren ursprünglichen widersinnigen Charakter eingebüßt und neue Begriffe gebildet.

Parallelismus, der – ist eine der stilistischen Verbindungsmöglichkeiten zwischen einzelnen Wörtern, Wortgruppen, Sätzen oder Absätzen. Unter dem grammatischen Parallelismus versteht man bewusste Wiederholung derselben Wortform oder Satzstruktur. Die Hauptfunktion des Parallelismus ist Eindringlichkeit und Einprägsamkeit zu bewirken.

Parodie, die – scherzhafte Nachahmung.

Parenthese, die – Einschaltung, eingeschalteter Satz. Graphisch wird der Schaltsatz (ebenso wie Schaltgruppen und Schaltwörter) durch Komma, Gedankenstrich oder Klammer vorne und hinten abgetrennt (z.B. *Meinen Schwestern, ich war damals noch klein, erzählte er Geschichten während der Spaziergänge ...*).

Periphrase, die (oder Paraphrase, die) – Umschreibung der üblichen Bezeichnung einer Sache, Person, eines Vorgangs oder einer Erscheinung durch

ein anderes Wort oder eine Wendung, die wesentliche oder charakteristische Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes ausdrücken (z.B. *Elbflorenz = Dresden; der König der Wüste*).

Personifikation, die (= Personifizierung, die) – Abart der Metapher, Übertragung der Eigenschaften eines Lebewesens auf Gegenstände und Erscheinungen, d.h. Darstellung einer Sache als Person (z.B. *das Schicksal wird sprechen; sein Blick fällt auf Harry Heine; der Himmel weint*).

Pleonasmus, der – unter dem Pleonasmus versteht man die traditionelle Stilistik die Wiederholung eines Begriffs durch zwei verschiedene Redeteile (z.B. *ein armer Bettler, ein alter Greis*).

Realienwörter, die – solche Wörter, die Realien, d.h. Tatsachen aus verschiedenen Lebensgebieten angeben. In der schönen Literatur wird mit Hilfe der Realienbezeichnungen meistens das nationale, soziale, professionelle, lokale und zeitliche Kolorit gezeichnet.

Schachtelsatz, der – mehrfach zusammengesetzter Satz, dessen Nebensätze ineinandergeschachtelt sind.

Schlagsatz, der – eines der Mittel zum Ausdruck von Humor und Satire. Zusammen mit dem Oxymoron gehört zu den sogenannten unlogischen Verbindungen. Unter dem Schlagsatz versteht man Satzgruppen oder Sätze, die durch ihren Inhalt dem Vorangehenden widersprechen und es null und nichtig machen (z.B. *Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. H. Heine*)

Stilistische Paradoxe, die – dazu können solche traditionellen Mittel im Dienst von Humor und Satire gezählt werden, wie der Stilbruch, das Nichtentsprechen von Form und Inhalt und sprach-stilistische Parodien.

Symbol, das – bezeichnet einen Gegenstand oder einen Vorgang (seltener eine Person) und deutet über das Vordergründige etwas Verborgenes an (z.B. *Sonnenuntergang = Lebensende; Taube = Frieden*). Das Symbol ist eine der Abarten der Metapher.

Tautologie, die – Häufung sinn gleicher, auch nach der Wortart gleicher Wörter (z.B. *bereits schon; der lustigste und fröhlichste aller Menschen*). Eine

Quelle der Tautologie ist das Nichtverstehen von Fremdwörtern (z.B. *neu immatrikuliert*).

Vergleich, der – Stilmittel, in dem zu einem Gegenstand, eine verdeutlichende Analogie gebraucht wird und der bloß durch diese Nebeneinanderstellung zweier Wörter eine Reihe von bildhaften Assoziationen hervorruft (z.B. *wie sieben Tage Regenwetter aussehen, stark wie ein Bär sein*). Der Struktur nach unterscheidet man einfache und erweiterte Vergleiche. Unter den einfachen Vergleichen versteht man solche, die aus einer Wortgruppe bestehen. Die erweiterten Vergleiche bestehen aus einem Satz oder sogar aus einer Reihe von Sätzen. Treffende Vergleiche tragen zur Knappheit des Ausdrucks und auf solche Weise zur Sprachökonomie bei.

Wiederholung, die – Häufung des Gleichen: einzelne Wörter, Wortgruppen, Sätze oder kompositorische Strukturen, die gleichen Inhalts sind, werden in gleicher oder verschiedener Weise und in verschiedener Häufigkeit wiederholt, weil sie semantisch und emotional besonders unterstrichen werden sollen. Die Wiederholung ist eines der ältesten und unentbehrlichsten Stilmittel der Sprache. Der Ausdruckswert der Wiederholung ist immer ihre höchste Eindringlichkeit. (z.B. *Er steht ... und schaut spöttisch über die Köpfe der anderen weg, spöttisch auf die bereitliegenden Kolleghefte ...*).

Wortspiel, das – Verknüpfung zweier in der Bedeutung verschiedener, aber dem Klang nach gleicher Wörter oder Kombination zweier Wörter auf Grund teilweiser Gleichheit oder Ähnlichkeit (z.B. *Journaille* – pejorative Sammelbezeichnung für „Journalisten“ aus „Journalist“ und „Kanaille“ / *Dollarika* aus „Dollar“ und „Amerika“).

Wortwahl, die – von dem Charakter der Wortwahl – der lexikalischen Grundlage einer Äußerung – hängt ab, wie die Rede des Menschen wirkt (z.B. *er sagte / rief / schimpfte / verkündete / stammelte / stotterte / versicherte usw.*).

Wortwitz, der – der Wortwitz ist eines der traditionellen Mittel von Humor und Satire. Wortwitze beruhen auf der Gleichheit oder der Ähnlichkeit des Laut- bzw. des Schriftbildes bedeutungsverschiedener Wörter, die den geistreichen Doppelsinn eines Satzes ermöglicht. Die Stilisten erwähnen zwei Gruppen der Wortwitze – den Doppelsinn und das Wortspiel (siehe oben).

Zeugma, das – ist eine unlogische, sprachwidrige Verbindung von zwei oder mehreren Wörtern (Ausdrücken), die begrifflich unvereinbar, grammatisch durch gleichartige Satzglieder ausgedrückt werden (z.B. *Es gab gebackene Hühner, mährischen Wein und erlesene Gäste / Hastig ergriff er sein Gepäck und die Flucht.*).

Der vorliegende Abschnitt stellt ... (z.B. ein einheitliches thematisches Ganzes) dar.

Im vorliegenden Abschnitt (Auszug, Werk) schildert der Autor ...

Der Verfasser führt mit seiner künstlerischen Aussage bis an (Akk.) ... heran.

Die Handlung des Auszuges fällt in die Zeit (Gen.) ...

Der Schriftsteller wendet sich offensichtlich an den breiten Leserkreis. Er wird den Ansprüchen des jugendlichen Lesers ebenso gerecht wie denen des erwachsenen.

Der Abschnitt (der Auszug, das Fragment) gibt ein anschauliches (einprägsames) Bild von ...

Viele Probleme des Auszuges sind den Lesern zu einem gewissen Grad bekannt.

Der Auszug beginnt mit der Schilderung von Dat. (oder Gen.) ...

Wir lernen hier ... (Akk.) kennen.

Der Autor führt uns in (Akk.) ... ein.

Besonders gut ist es dem Schriftsteller gelungen ... zu gestalten.

Der Autor hat allerhand dazu getan, um ...

Er führte uns wichtige Erkenntnisse vor Augen.

Wir gewinnen den Eindruck, dass ...

Der Auszug (der Roman, das Werk) ist durch ... gekennzeichnet.

Dort spiegelt sich das Bild in seiner ganzen Vielfalt.

Der Dichter setzt sich mit dem Problem ... auseinander.

Es wird offenbar (spürbar), dass ...

Hier findet ... seinen Ausdruck.

Hier kommt zum Ausdruck ...

Der Verfasser behandelt, lässt erstehen, entlarvt, unterzieht einer Kritik, verspottet, nimmt Stellung zu ..., zieht einen Vergleich zwischen.

Der Autor greift hier zu Vergleichen (Wiederholungen, Metaphern).

Der Verfasser beginnt die Charakteristik des Helden mit der Beschreibung seines Äußeren. Dabei ergeben sich solche Züge wie ...

Der Verfasser zeigt an der weiteren Entwicklung des Helden, dass ...

Die Episode mit ... gibt dem Leser Einblick in das Denken des Helden.

Die charakteristischen Eigenschaften des Helden sind durch die Epitheta ... (durch den Ausdruck ...) gekennzeichnet.

Das Benehmen des Helden wird durch folgende Wortwahl charakterisiert ...

Der Autor offenbart sein wirkliches Verhalten zu dem Helden.

Folgende Wortwahl verrät die Abneigung des Autors gegen seinen Helden.

Die hierbei gebrauchte Lexik unterstreicht ... (z.B. die Stärke, die Tatkraft des Helden).

Besonders aufschlussreich in dieser Hinsicht ist im Text folgende Wendung ...

Nicht von ungefähr erscheint hier ...

Um ... (z.B. den Haupthelden) zu charakterisieren, bedient sich der Autor weitgehend verschiedener Mittel des bildlichen Ausdrucks.

Zum Rüstzeug des Autors gehören ...

Die vom Verfasser dabei gebrauchten Kunstmittel (Metaphern, Epitheta, Vergleiche usw.) haben die Funktion, von ... ein einprägsames Bild zu geben.

Eine besondere Bedeutung kommt verschiedenen Arten der Wiederholung (des Vergleichs usw.) zu.

Zur ausdrucksvollen Schilderung der Gegensätze (der Charaktere) gebraucht der Autor Antithesen.

Die Textstelle besagt ... (zeugt von ...)

Die Worte ... lassen auf folgendes schließen.

Indem der Verfasser in seine Schilderung die Wendungen ... einflicht, deutet er folgende Parallele an.

Das lokale (soziale, zeitliche, berufliche) Kolorit wird durch folgende Realienwörter gezeichnet ...

Besonders expressiv wirken in der Schilderung folgende syntaktische Mittel ...

Auch der syntaktische Bau der Sätze (nämlich die Endstellung des Wortes ...) trägt zum Ausdruck der gehobenen Stimmung bei ...

Die Ausrufesätze tragen zur Erhöhung der Emotionalität der Beschreibung bei (verleihen dem Abschnitt einen emotionalen Charakter).

Solche umgangssprachlichen Redewendungen wie ... verleihen dem Abschnitt ungezwungenes Gepräge ...

Der Autor versteht es, die Phantasie des Lesers anzuregen, eine bestimmte Atmosphäre zu geben.

Es ist ein Zeugnis für das künstlerische Vermögen des Autors, dass es ihm gelungen ist, sein literarisches Vorhaben in solcher Weise zu lösen.

Literaturverzeichnis

1. Архангельская К.В. Учебник немецкого языка для 3 курса институтов и факультетов иностранных языков. Изд. 2-е испр. М., «Высшая школа», 1976
2. Малыгин В.Т., Озеров Г.В., Хорев Л.Н. Стилистический словарь немецкого языка: учебное издание. – Санкт-Петербург: РГПУ, 1993
3. Суркова С.А., Озеров Г.В. Методические рекомендации по организации самостоятельной работы студентов 3-го курса с учебными текстами. – Владимир, ВГПИ, 1988
4. Becher, Johannes R. Abschied. – Reclam Leipzig, 1979
5. Fallada, Hans Kleiner Mann – was nun? – Aufbau Verlag Berlin und Weimar, 1980
6. Knobloch, Heinz Ein gewisser Reginald Hinz; Seine fragwürdigen Erfahrungen dem Leser zugemutet. – Berlin: Eulenspiegel Verlag, 1963
7. Steinberg, Werner Der Tag ist in die Nacht verliebt. – Mitteldeutscher Verlag, 1981